23
1. Juniheft 1965

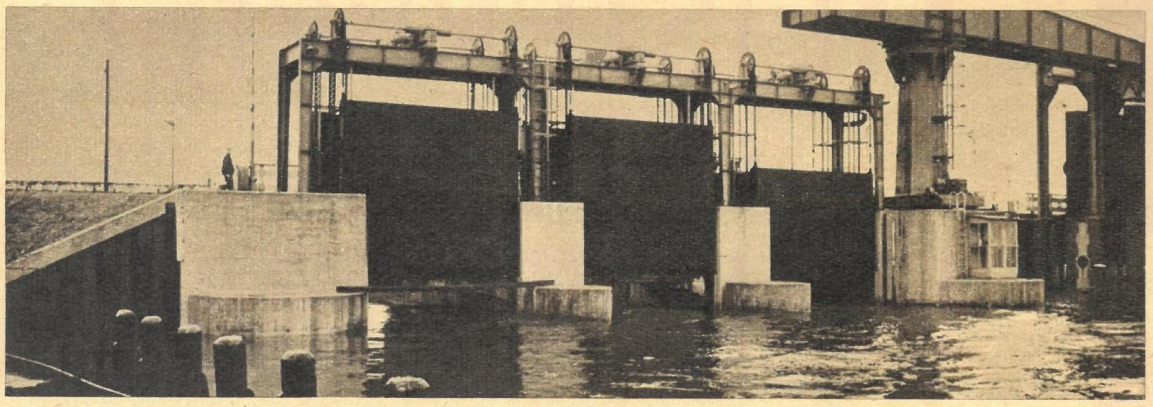
ZB
ZEIT IM BILD

IN DIESEM HEFT:

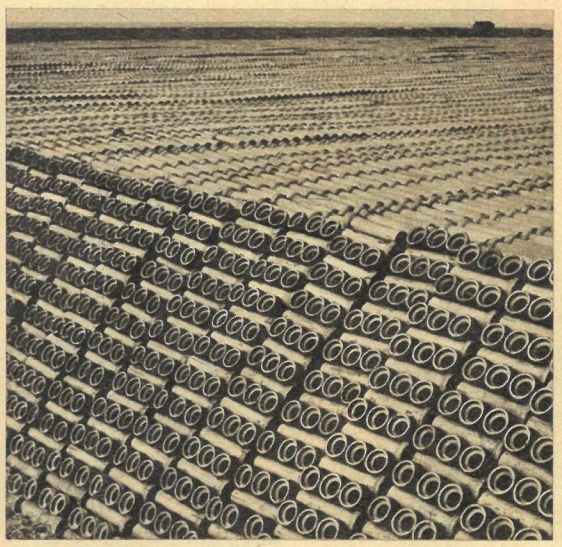
MEISTERBRIEF GEGEN LEHRVERTRAG

AUF SEITE 20: SOMMERMODE

FOTO HILMER



Auf dem Deich riegeln umfangreiche Schleusenanlagen und Pumpwerke den Polder gegen die Nordsee ab.



Bauer Huppkes Hof. – Millionen Tonröhren warten darauf, in den ehemaligen Meeresboden verlegt zu werden.

Die Sorgen des Bauern Huppke

Er wohnt in Kraggenburg. Sein Hof, auf dem nordöstlichen Polder, liegt unter dem Meeresspiegel. (Polder ist Land, das durch Dammbauten eingedeicht und trockengelegt wurde.) Zu seiner Wirtschaft gehören 40 Hektar Land. Und er erntet, geschützt von dem großen Deich, auf ehemaligem Meeresgrund: 350 dt Kartoffeln je Hektar, 500 dt Zuckerrüben, 700 dt Futterrüben, 50 dt Weizen und 50 dt Hafer. Das sind Hektarerträge, die sich sehen lassen können. 22 Kühe sowie 20 Sterken und Kälber stehen in seinem Stall. Seine Kühe geben durchschnittlich 5000 Liter Milch im Jahr, bei 4 Prozent Fettgehalt. Aber Bauer Huppke hat Sorgen. Der Polderboden, dem er seine Ernten abringt, gehört dem holländischen Staat, der ihm auch Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude baute. Huppke zahlt je Hektar und Jahr 270 Gulden, davon entfallen 100 Gulden auf die Gebäude. Außerdem muß er Steuern zahlen, die dazu dienen, die Entwässerungsanlagen zu erhalten. Es wird ihm nicht zu wohl auf seinem Pachtland, denn er wirtschaftet am Rande der Rentabilität.

Deshalb sinnt Bauer Huppke auf einen Ausweg. Er erblickt ihn in der Großraumwirtschaft. Voraussetzung dafür ist die Mechanisierung. „Die Maschinen sind zu teuer", sagt er, „und für kleine Betriebe zu kostspielig. Die Mechanisierung kostet auf dem Polder je Hektar 2000 Gulden. Das ist für den Kleinen zu viel. Deshalb will ich mit noch drei Bauern auf neue Polder ziehen. Hier wollen wir gemeinsam 240 Hektar, das heißt acht Schläge zu je 30 Hektar, bewirtschaften und eine spezialisierte Genossenschaft gründen."

Genossenschaftlich arbeiten, das ist etwas völlig Neues im Land der Tulpen, in dem der Bauer traditionell an der Einzelwirtschaft hängt. Holland ist aber auch ein EWG-Staat, in dem täglich fünf bis sechs landwirtschaftliche Kleinbetriebe durch den Konkurrenzkampf kaputtgehen und in der Landwirtschaft ernste Nachwuchssorgen bestehen.

Bauer Huppke weiß, daß er ein Experiment vor hat. Aber er ist optimistisch, wie alle Menschen, die guten Willens sind. Alle zukünftigen Genossenschaftsmitglieder, meint er, werden die gleichen Leistungen in der Genossenschaft bringen. Man kennt sich gut und wird das Ergebnis der gemeinsamen Arbeit redlich teilen. Offenbar ist der Sinn für genossenschaftliche Arbeit bei ihm die Folge von Berichten, die aus den sozialistischen Ländern hierher gelangt sind. Ob es möglich sein wird, durch genossenschaftlichen Zusammenschluß in einem kapitalistischen Land den Folgen des mörderischen Existenzkampfes zu entgehen, wird von vielen, die von Bauer Huppkes Vorhaben hörten, bezweifelt.

FOTOS KORS VAN BENNEKOM

zb Kurz und interessant

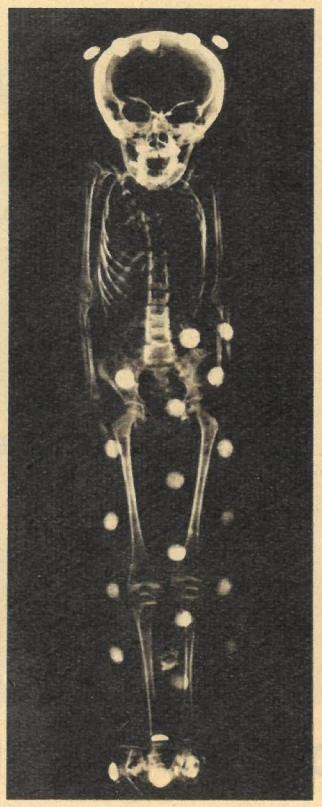
Diagnose nach 2000 Jahren

Eine Krankentrage wurde im VEB Fotochemische Werke Berlin-Köpenick aus dem Wagen gezogen. Auf der Trage lag – eine Mumie, eine von mehr als zwanzig, die in den Staatlichen Museen Berlin aufbewahrt werden. Die Wißbegierde unserer Zeit führt die Mumien von der Museumsinsel in den modernen Großbetrieb in Köpenick. Ein ungewöhnliches Zusammentreffen – hier die stummen Relikte einer vergangenen Welt, da die konzentrierte Arbeit für das Heute und Forschung für das Morgen. Filmmaterial von Weltniveau, vor allem: Röntgenfilm. Es gibt nur einen Weg, die Mumien zu untersuchen, ohne sie zu beschädigen, nämlich röntgen. Mumien aufwickeln hieße wertvolles Museumsgut vernichten; denn kein Mensch unserer Tage kann die kunstvolle Wickelung der Leinenhülle rekonstruieren. (Die Wickelung wird deutlich sichtbar in nebenstehendem Foto der „Mumie des Nubiers". Diese Mumie wird ebenfalls noch mit Röntgenstrahlen durchforscht werden.)

Eine Kindermumie wird in den Apparat gebettet. Deutlich sind das verkürzte Bein und die Verkrümmung der Wirbelsäule zu erkennen. Wahrscheinlich enthüllt sich uns hier nach Jahrtausenden die Todesursache. Alles deutet auf spinale Kinderlähmung. Gab es diese Krankheit damals schon? Schmuckbeigaben sind nicht festzustellen, die weißen Flecke auf dem Foto entstanden durch Schmucksiegel der Mumienbinden.

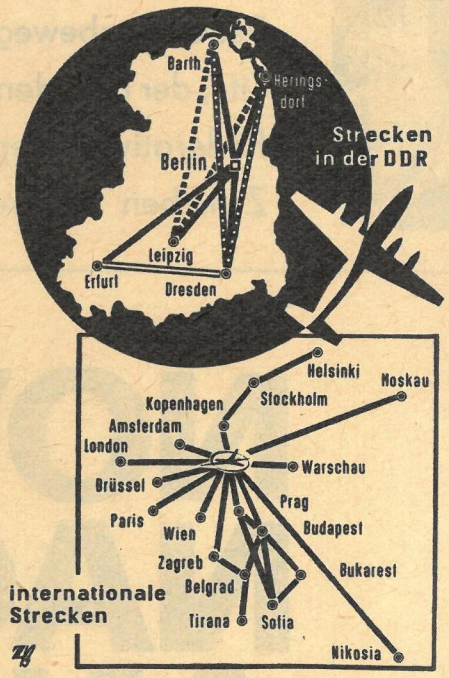
Schon vor längerer Zeit begann man Mumien zu röntgen und kam überein, nach und nach alle durch eine „Reihenuntersuchung" zu erforschen. Bei mehr als 20 „Anwärtern" ist noch manche Überraschung zu erwarten – nicht nur für den Mediziner, sicher auch für den Archäologen.

FOTOS UND TEXT KLAUS LASCHET

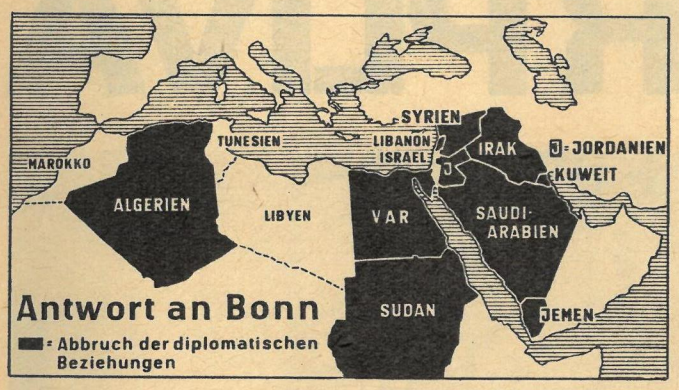


WEIMAR/BERLIN. Über 200 fortschrittliche Schriftsteller aus fünf Kontinenten folgten der Einladung zum Internationalen Schriftstellertreffen nach Berlin und Weimar. Helene Weigel, die kürzlich ihren 65. Geburtstag feierte, lud zu einem Foyergespräch mit dem Berliner Ensemble ein. Unter dem Thema „Brecht und das moderne Theater" entstand eine angeregte und wertvolle Diskussion.

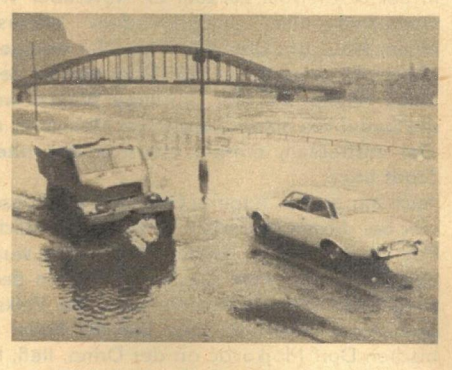
BERLIN. Der Sommerflugplan der Interflug für internationale Strecken und Strekken innerhalb der DDR ist in Kraft getreten. Für das internationale Flugnetz wurden auch Verträge mit anderen europäischen Gesellschaften abgeschlossen.



FRANKFURT a. d. ODER. Eine Brigade des VEB Meliorationsbau Frankfurt a. d. Oder unterstützte die Seelower Bauern bei der Trockenlegung der unter Wasser stehenden Felder. Mit Hilfe der Drainage-Legemaschine ETN 171 wurden Entwässerungsgräben gezogen.

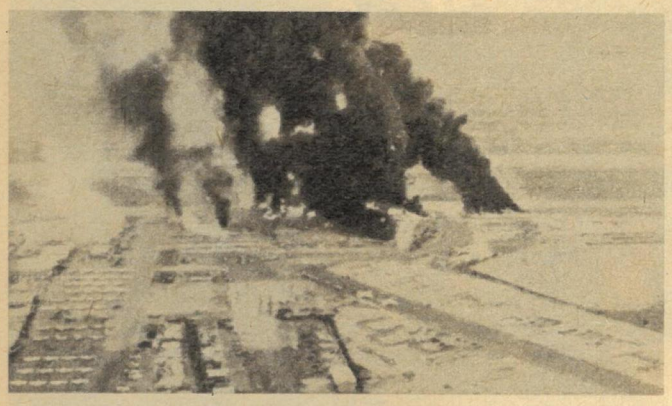


PRAG. Hochwasser entstand in verschiedenen Gebieten der Tschechoslowakei. Bei Ústi nad Labem trat infolge der schweren Regenfälle die Elbe über die Ufer.

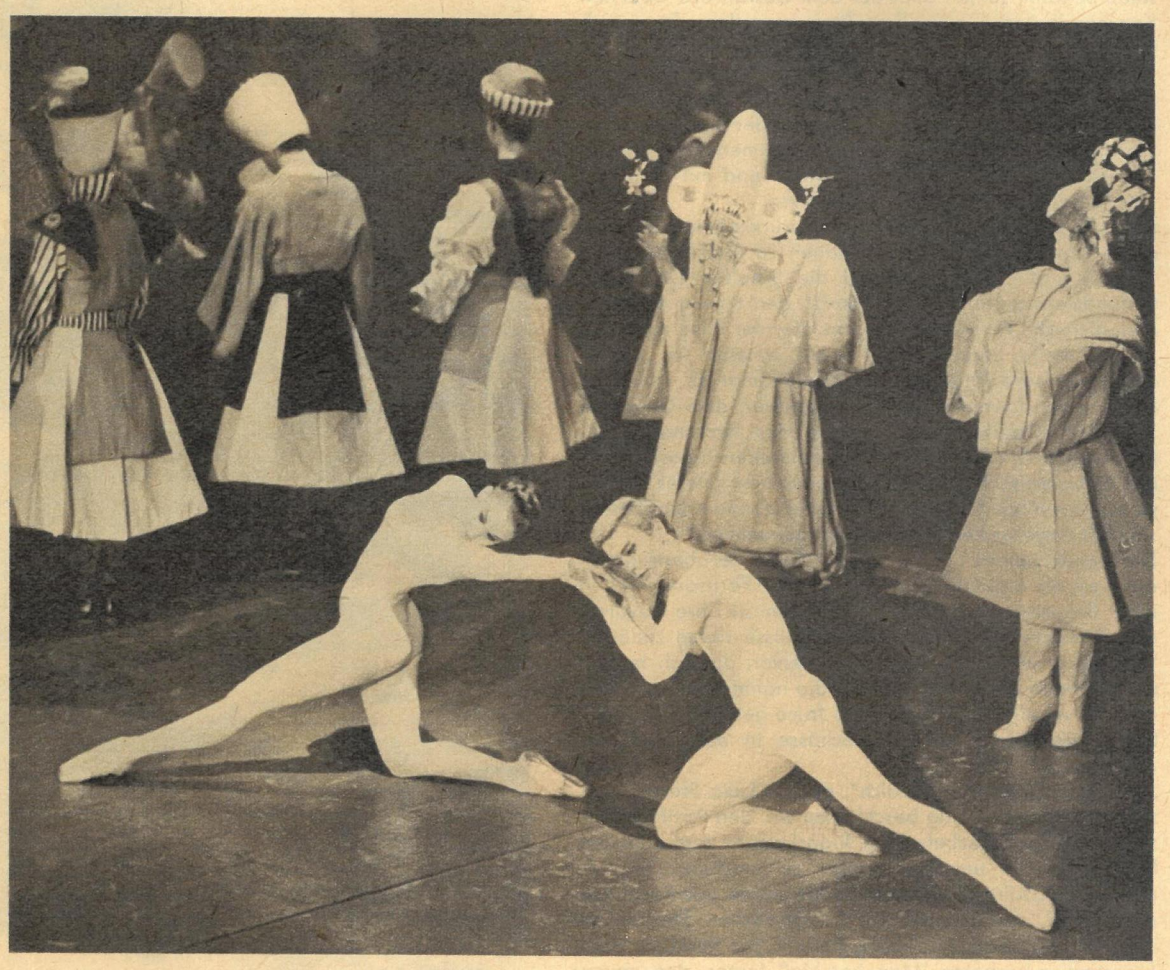


KAIRO. Die Bonner Regierung erhielt auf den Botschafteraustausch mit dem NATO-Stützpunkt Israel die entsprechende Antwort. Zehn arabische Staaten brachen die diplomatischen Beziehungen zu Westdeutschland ab (Karte). Hafenarbeitergewerkschaften der VAR haben den allgemeinen Boykott aller westdeutschen Schiffe verkündet. Zahlreiche ägyptische Hafenarbeiter demonstrierten auf einem Motorboot vor dem westdeutschen Frachter „Usambara", der im Hafen von Port Said vor Anker lag.

MOSKAU. Der indische Premierminister Lal Bahadur Shastri weilte zu einem Staatsbesuch in Moskau und Leningrad.
Hier wird Shastri in Begleitung Alexej Kossygins von der Leningrader Bevölkerung begeistert empfangen.

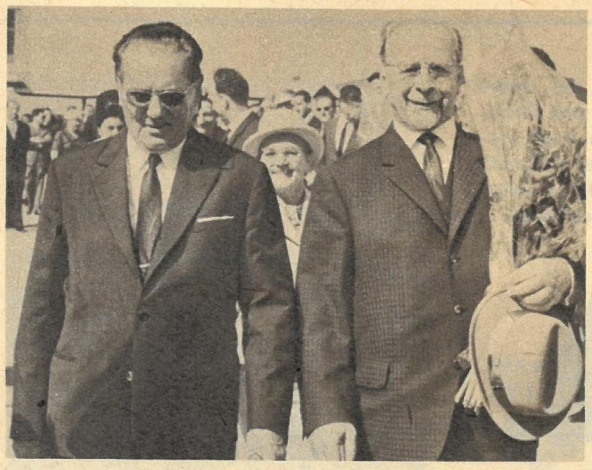


SAIGON. Der amerikanische Luftstützpunkt in Bien Hoa flog in die Luft. Eine Explosionskatastrophe zerstörte 22 startbereite Flugzeuge mit Bombenlast, die gegen die südvietnamesische Befreiungsfront eingesetzt werden sollten.



BERLIN. Stürmischen Applaus erntete das Brüsseler „Ballett des XX. Jahrhunderts" vom Théâtre Royal de la Monnaie nach erfolgreichem Gastspiel in Schwerin auch in der Berliner Staatsoper. Die hervorragende Choreographie lag in den Händen von Maurice Béjart. Hier eine Szene aus „Les Noces" („Die Hochzeit") von Igor Strawinski.

FOTOS: ZENTRALBILD (3) / AP-TELE (3) / ZB-GRAFIK (2) ČTK-TELE



Unser nachstehender Beitrag schildert Erlebnisse aus dem jugoslawischen Volksbefreiungskampf gegen den deutschen Faschismus. Führer dieser Befreiungsbewegung war Josip Broz-Tito, der Präsident der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien. Zwischen unseren beiden Staaten bestehen enge freundschaftliche Beziehungen. Ein Ausdruck dafür war der Besuch unseres Staatsratsvorsitzenden, Walter Ulbricht, im vergangenen Jahr in Belgrad (unser Bild) und wird der Staatsbesuch Präsident Titos in unserer Republik sein, den er für Mitte dieses Jahres zusagte.

NOVEMBER-NACHT AN DER PLIVA

In der Nacht vom 28. zum 29. November 1943 galten die Gedanken aller jugoslawischen Widerstandskämpfer einem Haus am Ufer der Pliva. Nur wenige Meter neben diesem Haus schäumte das klare Wasser des Flusses über einen Wasserfall. Das unruhige Wasser war Symbol für die Gedanken einer Gruppe von Menschen, die alle einem Ziel zustrebten, diesem Haus in der alten bosnischen Stadt Jajce.

Auch ein großer, hagerer Greis mit mächtigem Schnurrbart war bei diesen Menschen. Als er das festlich geschmückte Podium des Hauses an der Pliva betrat, wurde er herzlich begrüßt. Hier tagten die Abgeordneten der Zweiten Sitzung des Antifaschistischen Rates der Volksbefreiung Jugoslawiens (AVNOJ). Luka Stevčić, Bauer aus dem serbischen Dorf Mojkovać an der Drina, ließ, bevor er seine Rede begann, seinen Blick auf dem Gesicht des Obersten Kommandanten, Josip Broz-Tito, verweilen. Er sprach langsam und bedächtig, erzählte von den Kämpfen, Mühen und Entbehrungen, die ihn sein ganzes Leben begleitet hatten, von den Verbrechen der deutschen Faschisten und den schändlichen Untaten der jugoslawischen Verräter, die mit den Deutschen zusammenarbeiteten. Er forderte, alle Schuldigen zu bestrafen und mit dem verräterischen König Peter II. abzurechnen.

Als Luka Stevčić an seinen Platz zurückkehrte, ging Genosse Tito auf den alten Partisanen zu und klopfte ihm herzlich und anerkennend auf die Schulter. Der heute fünfundsiebzigjährige Luka Stevčić denkt gern an diese ereignisreiche Nacht im Haus am Ufer der Pliva zurück.

„Als ich meine Rede beendet hatte", erzählte er, „sprach der slowenische Abgeordnete Josip Vidmar. Er schlug im Namen der slowenischen Delegation vor, dem Genossen Tito, dem Oberkommandierenden des Nationalen Befreiungsheeres und der Partisaneneinheiten Jugoslawiens, den Rang eines Marschalls zuzuerkennen. Dieser Antrag wurde von allen Abgeordneten unter donnerndem Beifall und mit begeisterten Hochrufen angenommen."

Die Freudenstimmung, die im Saal herrschte, übertrug sich auch auf die draußen Wartenden. Einige Partisanen ließen ihrer Begeisterung freien Lauf, indem sie ihre Revolver und Gewehre abfeuerten. Diese Schüsse riefen zunächst Verwirrung unter den Partisanen hervor, die sich in den umliegenden Bergen aufhielten. Sie nahmen an, den Faschisten sei ein Durchbruch nach Jajce gelungen. Bald erfuhren sie jedoch, was die Schüsse in der Stadt bedeuteten.

„Wir waren alle überglücklich", erzählt Luka Stevčić weiter. „Auf dieser Tagung beschlossen wir, den Antifaschistischen Rat der Volksbefreiung Jugoslawiens zum obersten Repräsentanten unseres Staates zu machen. Der sogenannten ‚Exilregierung' in London wurde das Recht abgesprochen, Jugoslawien bei ausländischen Staaten zu vertreten. Ebenso wurde König Peter II. die Rückkehr nach Jugoslawien verboten. Man beschloß ferner, den neuen jugoslawischen Staat nach föderalistischem Prinzip aufzubauen, mit gleichen Rechten für alle Nationalitäten und der Gewährung entsprechender Rechte für die nationalen Minderheiten. Diese und andere Beschlüsse nah-

Schwer und opfervoll war der Kampf, den das jugoslawische Volk in den Jahren des zweiten Weltkriegs gegen die Armeen des faschistischen Deutschlands und gegen die Mordbanden der Ustascha und Tschetniks führte. Die Kämpfer der Jugoslawischen Volksbefreiungsarmee und der Partisanenverbände lieferten unter dem Oberbefehl Marschall Titos (Bild unten) den faschistischen Eindringlingen und den von ihnen ausgehaltenen Landesverrätern harte Gefechte, brachten ihnen hohe Verluste bei und banden 500 000 deutsche Soldaten. Bild links: Die XIV. Division 1943 auf dem Marsch im verschneiten Gebirge.

men wir in der historischen Nacht zum 29. November 1943 begeistert an."

Der alte Luka Stevčić erinnert sich noch sehr gut an die Ereignisse, die der historischen Zweiten Tagung des AVNOJ vorausgingen: „Nach den großen Siegen der Partisanen in Bosnien und den übrigen Gebieten Jugoslawiens waren weite Teile des Landes befreit worden. Damals beschloß man, die Zweite AVNOJ-Tagung nach Jajce einzuberufen, da man den Zeitpunkt für gekommen hielt, weitreichende Entscheidungen für die Zukunft zu treffen. Die von Partisaneneinheiten aus allen Teilen des Landes gewählten und entsandten Abgeordneten machten sich auf den Weg. Es waren Veteranen verschiedener Kämpfe, aber auch junge Menschen, die um die Freiheit ihres Landes kämpften, Bauern, Intellektuelle, Arbeiter, ehemalige bürgerliche Politiker, die es abgelehnt hatten, mit dem Feind zu kollaborieren, Menschen, die für eine neue, gerechte Ordnung, basierend auf demokratischen Grundsätzen, eintraten."

Für die meisten der Delegierten war der Weg äußerst beschwerlich. Viele mußten mehrere hundert Kilometer zurücklegen, zum Teil durch noch vom Feind besetzte Gebiete. Von 71 Delegierten erreichten 54 den Tagungsort im Haus an der Pliva.

„Ich kam ein wenig früher an", erinnert sich Luka Stevčić. „In Jajce traf ich viele Freunde, die ich während des Krieges aus den Augen verloren hatte. In Jajce herrschte Feiertagsstimmung. Jeden Abend gab es im Partisanen-Theater Vorstellungen. Chöre traten auf und sangen Marsch- und Volkslieder. Der Bildhauer Augustinčić arbeitete an einer Tito-Büste, und der Zeichner und Maler Kun schmückte den großen Saal des ‚Hauses der Jugend' aus, in dem dann die Zweite Tagung der AVNOJ stattfand. Der alte Revolutionär, Publizist und Maler Moša Pijade hatte gerade die Presseagentur TANJUG gegründet und arbeitete an einer neuen Ausgabe der Partisanenzeitung." Der alte Luka Stevčić, der nun in Šabac an der Save lebt, hat zwölf Jahre seines bewegten Lebens im Kriege verbracht. Er besitzt siebzehn Auszeichnungen, darunter die „Partisanen-Erinnerungsmedaille" und den Orden „Einheit und Brüderlichkeit" erster Klasse. Als er vor viereinhalb Jahrzehnten aus dem ersten Weltkrieg heimkehrte und sich wieder hinter den Pflug stellte, trat er für eine menschenwürdige Versorgung der Kriegsinvaliden, Kriegerswitwen und -waisen ein. Dafür warf ihn die königlich-serbische Justiz ins Gefängnis. 1941, als der bewaffnete Aufstand gegen die deutschen Besatzer losbrach, war Luka Stevčić einer der ersten, die die Waffe in die Hand nahmen und gegen die Faschisten kämpften. Obwohl schon im vorgerückten Alter, nahm er die Gefahren und Strapazen des Partisanenkrieges auf sich. Seine Einheit fügte dem Feind schwere Verluste zu. Sein Beispiel wirkte anspornend auf die jüngeren Partisanen.

Ende 1942 wurde seine Einheit nach Bosnien verlegt. Dort hielt sich die Hauptstreitmacht der Partisanen unter dem Befehl Josip Broz-Titos auf. Hier traf er zum ersten Mal Tito und blieb fortan im Begleitbataillon des Obersten Stabes.

Heute ist Luka Stevčić Pensionär. Der ehemalige Soldat, Bauer, Partisanenmajor und Volksvertreter ist ein von allen geachteter und geschätzter Mann. Man weiß von ihm, daß er den neuen jugoslawischen Staat der Arbeiter und Bauern in jener historischen Nacht am Ufer der Pliva mit aus der Taufe hob.

FOTOS JUGOSLAWIA REVIEW *TEXT MIRKO DUSCHAN*

Juni 1943. Verwundete der Zweiten Proletarischen Division auf dem Marsch durch den Gebirgszug der Zelengora. Zu dieser Zeit versuchte die faschistische Heeresgruppe Rendulić in einer fünften Offensive die Volksbefreiungsarmee einzukesseln und zu vernichten. Aber auch dieser großangelegte Plan mißlang.

Heftige Kämpfe entbrannten um Belgrad, als die Volksbefreiungsarmee an die Einnahme der Hauptstadt ging. Nach der Befreiung wurden fast neuntausend tote und mehr als sechzehntausend gefangene Okkupanten gezählt. Es war eine der schwersten Niederlagen, die das faschistische OKH hinnehmen mußte.

DIE GROSSEN SCHWÄCHEN DES BILDHAUERS JÜRGEN VON WOYSKI:

Intim und gußeisern

Die zwei größten Schwächen Jürgen von Woyskis sind mit Hoyerswerda verheiratet, mit dem neuen Hoyerswerda. Mit der Stadt vom Fließband. Und diese Schwächen mußten für unsere Überschrift herhalten ... Also: Manchmal treffen sich die Liebespärchen von Hoyerswerda in der 350 WE. Diesen trockenen, offiziellen Namen verdiente sich das Stadtviertel durch die dort gebauten 350 Wohnungen. Aber glücklicherweise verabreden sich die verliebten Hänschen und Gretchen von 1965 nicht für morgen zwanzig Uhr in der 350 WE, sie verabreden sich für den „Hahn". Man kann sich in Hoyerswerda natürlich ebensogut auch am „Huckepack" treffen, oder am einsam stehenden „Trompeter", bald übrigens auch am sehr schönen „Osterbrunnen" vom Wohnkomplex 4. Eine junge Stadt vom Fließband: Sie könnte vor Langerweile gähnen, wenn alle Wohnviertel so aussehen würden wie Eier von der gleichen Henne! „Das ist das Wichtigste", sagt Jürgen von Woyski: „Wir müssen die Stadt intim bekommen, anheimelnd, liebenswürdig!" Für dieses intime Gesicht seiner Stadt arbeitet der junge Bildhauer seit Jahren in seinem Atelier draußen auf dem Lagerplatz der Bau-Union. Und weil kein Mensch allein die nötige „Intimität" erreichen kann, gehört er von Anfang an zum „gußeisernen" Kollektiv. Diese Gruppe von Fachleuten vertritt die Interessen des gesellschaftlichen Auftraggebers, des Bauherrn, gegenüber den Künstlern, die der Stadt solch typische, persönliche Gesichtszüge geben sollen. Das gußeiserne „Kollektiv für Bildende Kunst" erwarb sich sein ehrenvolles Prädikat durch äußerst hohe Qualitätsansprüche. Die Kunst am Bau, die öffentlichste aller Künste, entsteht nämlich für viele Generationen. Und also sorgen die Fachleute von Hoyerswerda gußeisern dafür, daß sich nicht ihre Enkel über Schludereien von heute ärgern müssen ...

Vor zehn Jahren, als sich gerade die Altstadt ausbreitete, kam Jürgen von Woyski nach Hoyerswerda. Nach abgeschlossener Diplomarbeit an der Hochschule in Berlin-Weißensee. Noch heute läuft übrigens jeder Besucher der Hochschule am Woyski-Diplom vorbei: Das Relief, seine erste baugebundene Arbeit, entstand für den Eingang. Jürgen von Woyski benutzte seitdem fast alle bildhauerischen Formen. Seine Kleinplastiken, vor allem der „Stehende Albert Schweitzer", erregten viel Aufsehen bei der letzten Deutschen Kunstausstellung. Große Plastiken von ihm stehen in Hoyerswerda; der kleine Tiergarten seiner Stadt legte sich beispielsweise schon den Grundstock für eine Art Woyski-Museum. Seit kurzem arbeitet der vielseitige Bildhauer wieder mit dem Relief, auch mit dem farbigen Relief. „Komplizierte Inhalte lassen sich mit dieser Form beinahe literarisch erzählen und dadurch leichtverständlich ausdrücken. Zunächst will ich die Farbe vor allem am Relief einsetzen. Die Architekten verlangen von uns solche Gestaltungsmittel, denn Sandstein und Bronze werden bekanntlich sehr schnell schwarz. Außerdem unterstützen gut gewählte Farben die Fröhlichkeit." Die ersten Versuche in dieser Richtung stehen augenblicklich noch im kleinen Atelier vor der Stadt: Reliefs für den „Sorbischen Osterbrunnen" und die frei stehende, ebenfalls farbige Zentralfigur. Jürgen von Woyski ging bei den Reliefs und der jungen sorbischen Bäuerin nur vom optischen Wert der Farben aus. Rhythmisch angeordnet, betonen sie unaufdringlich den fröhlichen, beschwingten Charakter des Brunnens. „Bis in Details reale Bemalung schafften bisher wohl nur die Bildhauer vergangener Jahrhunderte. Tilman Riemenschneider hatte es auch ein bißchen leichter als wir. Schauen Sie sich nur unsere nüchtern gekleideten Zeitgenossen an!" Nach Riemenschneiders Arbeiten können die Trachtenforscher von heute genau die Mode von damals rekonstruieren. „Trotz allem Naturalismus

Atelier auf dem Lagerplatz: „Die Zusammenarbeit mit Architekten und Auftraggebern gehört bei uns zur Tradition. In Hoyerswerda werden noch rund hundert Millionen investiert; die größten Aufgaben stehen also noch bevor."

Zwei vom gußeisernen Kollektiv: Jürgen von Woyski und Gartenarchitekt Käppler (links): „Wenn wir einen Komplex ohne Kunst bauen, dann fühlen sich die Mieter benachteiligt. Sie ist als belebendes Element einfach nötig."

DAS PROFIL

Jürgen von Woyski
sechsunddreißig Jahre alt
gelernter Steinmetz
Studium an der Hochschule für Bildende Kunst in Berlin-Weißensee
(zuletzt bei Professor Drake)
Seit 1955 in Hoyerswerda tätig
Viele Kleinplastiken – Ausstellungen davon in Indien und Ceylon
Zehn Auftragsarbeiten für die Neustadt von Hoyerswerda
Für die Mahnmale in Jessen und Nordhausen erhielt er im März 1965 den Kunstpreis der DDR
Mitglied im Sekretariat des „Verbandes Bildender Künstler"
Kreistagsabgeordneter
Verheiratet – zwei Kinder

Nicht weit vom „Huckepack" entsteht das künftige Zentrum von Hoyerswerda-Neustadt. „Schon heute kann ich allein nicht einmal die wichtigsten Aufträge schaffen. Uns fehlen eine zentrale Werkstatt und – noch zwei, drei hochbegabte bildende Künstler."

BILDBERICHT: EBERHARD BUSCHMANN (FOTOS) / GÜNTER BLUTKE (TEXT)

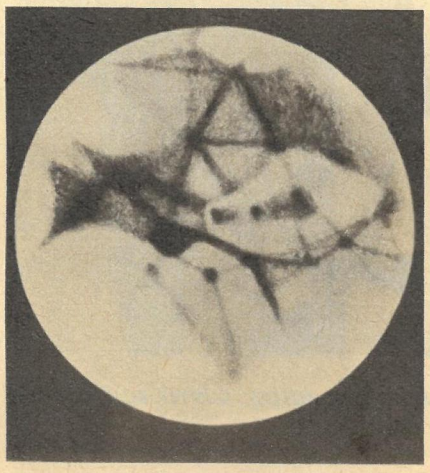
Für das Mädchen mit dem Zopf stand Woyski-Tochter Sabine Modell. Der Kinderreigen zieht bald in den Wohnkomplex 4 um.

ist bei ihm aber jeder Bildstock hohe Kunst", sagte Jürgen von Woyski; „das Verhältnis Farbe – plastischer Körper stimmt genau. So weit bin ich noch lange nicht!" Um von seinen sympathischen „Schwächen" wegzukommen – auch das Relief gehört an dritter Stelle dazu: Die große Stärke Jürgen von Woyskis liegt in seinem künstlerischen Arbeitsprinzip! Fast jedes Werk des begabten Bildhauers ist im besten Sinne volkstümlich. Der liebenswerte „Kinderreigen" zum Beispiel, die Kleinplastiken, seine Tierfiguren oder der „Osterbrunnen". Diese Volkstümlichkeit entspricht seinem Verhältnis zur Umwelt und wird ständig gestützt durch den engen Kontakt zum Kunstverbraucher. „Wie schon gesagt: Wir versuchen aus der Stadt etwas zu machen. Die Bewohner würden uns ganz schön auf die Finger klopfen, wenn wir ihnen unverständliches Zeug vor die Haustür setzten!" In diesem Zusammenhang gilt ein Satz aus der Feder des jungen Bildhauers, geschrieben nach dem Besuch der „documenta III" in Kassel: „Nachdenklich verläßt man die Ausstellung, steigt die schönen, breiten Stufen hinauf, die abstrakte Welt hinter sich lassend, und freut sich über die Menschen, denen man begegnet."

Die neueste Auftragsarbeit Jürgen von Woyskis ist für den Wohnkomplex 6 bestimmt: eine dreißig Meter lange Wand mit farbigen Landschaftsmotiven. Dazu gehört ein vier Meter hoher, stark stilisierter Baum aus weißem Bildhauersandstein. „Ob dieser Versuch gelingt, weiß ich heute noch nicht. Mein Modell billigten die Stadtväter, aber zwischen vier Zentimetern und vier Metern ist eben doch ein Unterschied ... Meine Baum-Plastik soll übrigens am Rande einer großen Grünfläche stehen. Die Architekten unserer Stadt bauen mit jedem Wohnkomplex luftiger und freundlicher: Moderne Städte verlangen nun einmal sehr viel Raum." Sicher gelingt Jürgen von Woyski das Experiment für den Wohnkomplex 6. Das winzige Gipsmodell jedenfalls spricht dafür. Dafür sprechen auch sein künstlerisches Grundprinzip und seine „starken Schwächen" für die junge Stadt. Der Bildhauer Woyski irrt sich bestimmt nicht, wenn er sagt: „Solange man probiert, bleibt man auch schöpferisch."

Die Vorstöße ins All werden immer zahlreicher und die dabei zu lösenden Aufgaben immer komplizierter. Versuche weicher Landungen auf anderen Himmelskörpern, wie die von Luna 5 auf dem Mond, künden vom Willen der Menschen, andere Gestirne zu betreten. Werden sie dort Leben vorfinden? Mit dieser hochinteressanten Frage beschäftigt sich eine noch recht junge wissenschaftliche Disziplin. Was versteht man eigentlich unter

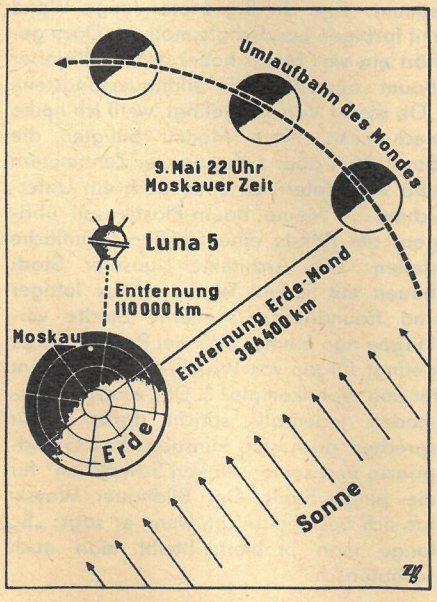
Astrobiologie?



Fernrohraufnahme des Mars mit seinen typischen „Kanälen".

Wir verstehen darunter die Wissenschaft vom Leben auf anderen Himmelskörpern. Man stellt heute von naturwissenschaftlicher Seite aus ernsthaft die Frage, ob es auf anderen Himmelskörpern Lebewesen, ähnlich den irdischen, gibt. Man darf aber keinesfalls glauben, daß die Astronomen mit ihren Fernrohren die Oberflächen der Himmelskörper nach etwa vorhandenen Lebewesen absuchen. Für solche Vorhaben reicht das Auslösungsvermögen unserer besten Fernrohre bei weitem nicht aus. Selbst auf unserem Mond kann man mit guten Fernrohren nur Objekte erkennen, die ungefähr 200 Meter Längsausdehnung haben und sich durch Höhe, Farbe oder dergleichen von ihrer Umgebung unterscheiden. Wie sollte man dann Bakterien oder selbst Gebilde mit den Ausmaßen unserer größten irdischen Lebewesen erkennen? Das wird auch in Zukunft nicht möglich sein. Deshalb geht der Forscher, der sich mit Astrobiologie beschäftigt, ganz anders vor:

Schematische Darstellung vom Flug von Luna 5 und von den Veränderungen der Mondstellung.



Bekanntlich enthalten alle Organismen auf der Erde als „lebensnotwendige Substanz" sehr komplizierte chemische Verbindungen, als deren wichtigster Bestandteil der Kohlenstoff angesehen werden darf: die „Eiweiße". Diese Eiweiße sind aber nur in einem sehr engen Temperaturbereich, nämlich etwa zwischen –25° und +60° Celsius beständig. Zwar bestätigen neueste Forschungsergebnisse – insbesondere die sowjetischer Wissenschaftler –, daß bestimmte niedere Lebewesen erstaunlich lange Zeit tiefe Temperaturen aushalten können. Höherentwickelte Lebewesen dagegen benötigen für ihre Existenz angemessene Temperaturen sowie Wasser und eine Atmosphäre, die zwar lebensnotwendige Gase, keinesfalls aber große Mengen an Giftgasen enthält. Über die Frage, ob es irgendwo im Weltall völlig andere, nicht an Eiweiß gebundene hochentwickelte Lebewesen geben kann, die auch bei vielleicht –200 ° Celsius ohne Wasser und in Giftgasatmosphäre existieren können, ist nichts bekannt.

Der Forscher kann also nur die physikalischen Verhältnisse auf den Oberflächen der Himmelskörper untersuchen, die Temperaturen, ob Wasser vorhanden ist, die Zusammensetzung der Atmosphären. Auf Grund der Ergebnisse solcher Untersuchungen kann er dann sagen, ob sich auf dem betreffenden Himmelskörper möglicherweise Lebewesen aufhalten können oder nicht. Die Fixsterne (einschließlich unserer Sonne) scheiden dabei von vornherein aus, weil auf ihnen die Temperaturen mit etlichen tausend Grad viel zu hoch sind. Über eventuelle Planeten entfernter Fixsterne liegen bisher in dieser Richtung keine Ergebnisse vor. Man hält es aber für wahrscheinlich, daß sich auf vielen von ihnen Lebewesen aufhalten. Genaueres wissen wir nur über die Planeten unseres eigenen Sonnensystems. Die äußeren Planeten scheiden von Jupiter bis Pluto aus, weil auf ihnen die Temperaturen viel zu niedrig sind. Auf Merkur dagegen sind sie wegen seiner großen Sonnennähe viel zu hoch. Es verbleiben lediglich Venus und Mars. Bei letzterem sind die Verhältnisse relativ günstig. Man glaubt, auf Mars einen niederen Pflanzenwuchs entdeckt zu haben. Die Existenz hochentwickelter Lebewesen wird jedoch von den Fachleuten für unwahrscheinlich gehalten.

Gegenstand der Astrobiologie sind neuerdings auch Untersuchungen über die Bedingungen und Gefahren, denen irdische Lebewesen beim Aufenthalt außerhalb der Erdatmosphäre, also bei „Raumflügen" ausgesetzt sind.

DR. J. ZWEINIGER

FOTOS: DR. J. ZWEINIGER, ZENTRALBILD

WER DEN ANSCHLUSS VERPASST...

. . . findet so schnell keine neue Möglichkeit. Das gilt für den gegen früher erheblich längeren Arbeitsweg genauso wie für die berufliche Entwicklung. Das Kabelwerk ist jung und noch immer im Aufbau. Wer mit ihm wachsen will, hat alle Möglichkeiten, aber jeder hat auch seine eigenen Probleme. Daß sie lösbar sind und wie man sie löst, zeigen die Kolleginnen, denen vor zwei Jahren unter der einfachen Bezeichnung „Umsetzung" vorgeschlagen wurde, ihre Facharbeiter- und Meisterbriefe praktisch gegen einen neuen Lehrvertrag zu tauschen.

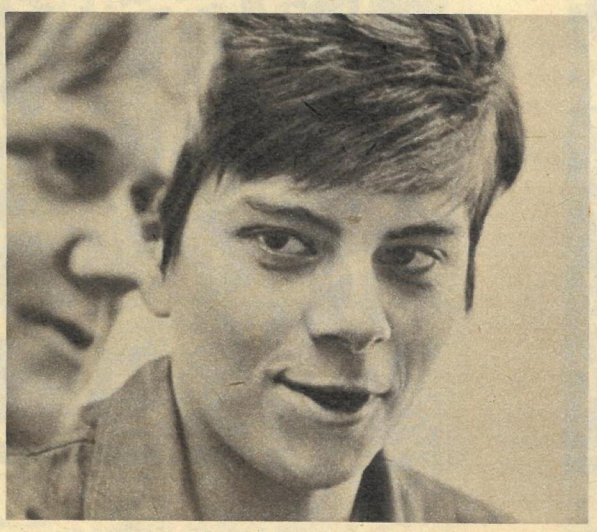
VOR ZWEI JAHREN IN SCHWERIN GETAUSCHT:

Meisterbrief gegen Lehrvertrag

War das nicht zuviel verlangt? Und trotzdem: Dieser Tausch „Meisterbrief gegen Lehrvertrag" fand und findet noch immer statt. Die technische Revolution macht weder vor liebgewordenen Arbeitsplätzen halt, noch akzeptiert sie schon erworbene Qualifikationen als Ruhekissen. Auch wenn man den Tausch nicht völlig wörtlich nimmt, bleibt noch immer der „saure Apfel" eines Arbeitsplatzwechsels, in den noch Tausende beißen müssen. Als die Angehörigen des Schweriner Kleiderwerkes vor mehr als zwei Jahren erfuhren, daß ihr Betrieb geschlossen werde und ein neuer Arbeitsplatz im Kabelwerk auf sie warte, schien dieser „Apfel" mehr als sauer. Die kurze Formel „vom Zwirn zum Kupferdraht" umschloß für alle Betroffenen, in der Mehrzahl Frauen, Hunderte berufliche und private Probleme. Noch einmal sollte man von vorn anfangen? Der gerade erworbene Meisterbrief konnte zu den Akten gelegt werden, an Stelle des Leistungslohnes traten die Lohngruppe vier und das Versprechen: „Ihr könnt euch wieder qualifizieren!"

Renate von Ernst ist heute wieder Abschnittsleiterin, und ihr unterstehen zwei Meisterbereiche: „Warum soll ich nicht noch einen zweiten Meisterbrief erwerben, von dem ich noch dazu weiß, daß er mir eine absolut sichere Perspektive gibt?" ist jetzt ihr Standpunkt. Auch für sie begann der neue Betrieb mit einem „Sturz" von 600 auf 480 MDN und mit dem „Von-vorn-Anfangen". Auch sie wollte, wie viele andere, „alles hinwerfen", weil es ihr hier nie gefallen würde. Aber weder sie noch die anderen haben es wirklich getan. Nicht, weil sich keine andere Arbeit gefunden hätte oder irgendein Zwang sie hinderte, sondern weil in dem neuen Betrieb auch etwas anderes neu war: die Arbeitsatmosphäre. An Stelle von Versprechungen gab es Besprechungen, und man spürte, daß es der Werkleitung um jede einzelne Kollegin und um ihre Sorgen und Wünsche ging. Die Zweifel und Vorbehalte waren bald überwunden. Heute ringen die Brigaden um den Ehrentitel. Der Dreiklang: sozialistisch arbeiten, leben und lernen ist Inhalt der täglichen Arbeit geworden. Dort, wo eigene Initiative der Kolleginnen Ziele steckt, fehlt es nicht an Unterstützung. Jede weiß, wann sie ihren Facharbeiter- und wann sie ihren Meisterbrief erhalten kann. Zum sozialistischen Lernen aber gehört noch mehr, nämlich auch das Wecken der eigenen Initiative. Und hier liegt besonders für die FDJ-Leitung eine dankbare Aufgabe, weil es gerade den jungen Kolleginnen anscheinend am schwersten fällt, sich auf die neuen Erfordernisse einzustellen.

Was sich heute in Schwerin rückschauend als Beispiel für eine folgerichtige Entwicklung im neuen ökonomischen System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft zeigt, ist ein Problem, das sich in gleicher oder ähnlicher Weise auch in vielen anderen Betrieben vollzieht oder anbahnt. Ein Problem, dessen Lösung von einzelnen Zugeständnisse und sogar Opfer, von allen aber Verständnis und gegenseitige Hilfsbereitschaft verlangt. Die maximale Nutzung jeder Arbeitskraft und ihrer Fähigkeiten ist nur möglich, wenn sie, wie hier in Schwerin, jedem, der „von vorn anfängt", eine klare Perspektive und die Überzeugung auch des eigenen Vorteils bietet.



FOTOS M. BILLEB / TEXT G. FISCHER

DIE ERSTE

Renate von Ernst gehört zu denen, die den Tausch wörtlich nehmen mußten: „Freude an der Arbeit findet nur, wer hineinwächst. Ich habe an Stelle der ‚Wenn' und ‚Aber' vom ersten Tage an diese Freude gesucht und in der Qualifizierung auch gefunden!"

DIE ÄLTESTE

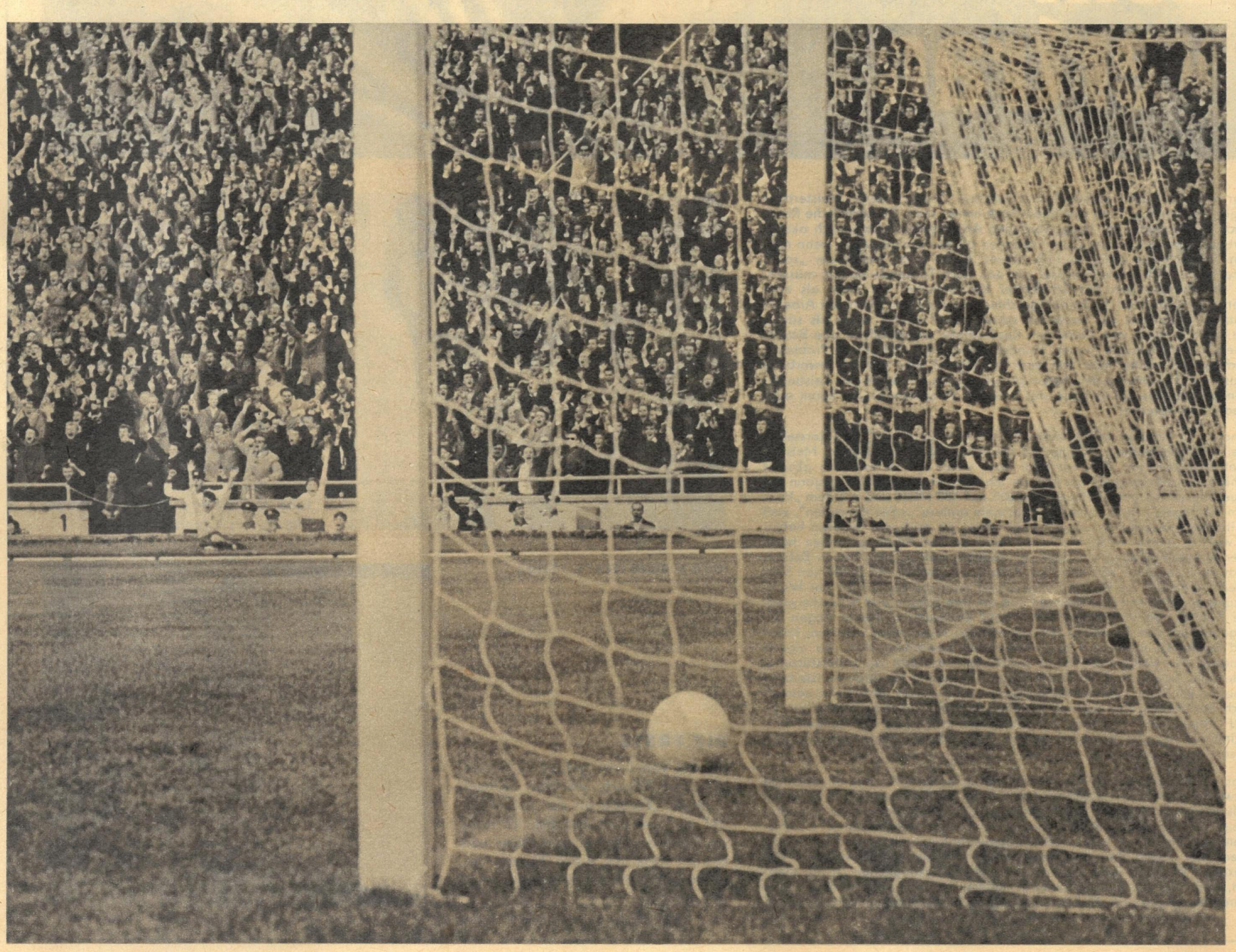
Linda Reiß besuchte mit einundfünfzig Jahren noch einen Kranführerlehrgang: „Nur zehn Jahre jünger wollte ich sein, und mein Ziel wäre bestimmt der Meisterbrief im neuen Betrieb!"

DIE JÜNGSTE

Hannelore Buck, zweiundzwanzig Jahre, wartet auf einen Anstoß: „Ich habe noch keine richtige Vorstellung. Vielleicht fehlt mir ein richtiger Impuls von irgendeiner Seite!"

CHANCEN

Halbzeit-Bilanz unserer DDR-Elf:
Von vielen Chancen in zwei Spielen nur zwei zu Toren genutzt (Fotos: Vogels Führungstreffer gegen Ungarn).
Mit 2:2 Punkten doch noch geringe Aussichten auf England-Fahrkarte.



FOTOS EBERHARD BUSCHMANN / TEXT GERHARD GRABAN

Mit letztem Einsatz wird um den Gruppensieg gekämpft, der zur Teilnahme am WM-Turnier in England berechtigt. Hier wird Frenzel (rechts) abgedrängt, während der ungarische Torhüter Gelei den Ball sicher fängt.

Für unsere Fußball-Nationalmannschaft ist nach zwei Weltmeisterschafts-Qualifikationsspielen Halbzeit. Zweimal spielten wir 1 : 1 – im Hexenkessel des Wiener Prater-Stadions gegen Österreich und im Leipziger Zentralstadion vor 105 000 Zuschauern gegen Ungarn. Das sind, berücksichtigt man die internationale Stellung unserer Kontrahenten, ausgezeichnete Ergebnisse. Dennoch stimmen sie uns weder glücklich noch zufrieden. Einfach deshalb, weil unsere Elf in beiden Begegnungen die Chance hatte, zu gewinnen. Warum reichte es nicht? Trainer Karoly Soos hatte Aufstellungssorgen. Er mußte auf verschiedenen Posten, bedingt durch Verletzungen und Formschwankungen von Spielern, experimentieren. Doch damit allein ist unsere Frage nicht beantwortet. Es scheint vielmehr so, daß diese Ergebnisse unsere gegenwärtige Leistungsgrenze widerspiegeln. Das ist angesichts der Klasse unserer Gegner keine Kritik. Es ist nur eine sachliche Feststellung, um jeden übertriebenen Optimismus zu dämpfen. Unsere Nationalelf, einschließlich der Olympiaauswahl, hat unter Leitung von Karoly Soos in den vergangenen Jahren einen deutlich sichtbaren Aufstieg genommen. Wir spielen heute im „Konzert der Großen" Europas schon ganz beachtlich mit, aber mehr auch nicht. Und solange uns der Ausfall eines Spielers wie Klaus Urbanczyk solche Schwierigkeiten bei der Besetzung des rechten Verteidigerpostens bereitet, solange werden wir auch auf den nächsten Schritt nach oben warten müssen. Unser Fußballverband hat begonnen, systematisch und zielstrebig die Auswahlmannschaften aufzubauen. Die großartigen Erfolge unserer Olympiaelf und der UEFA-Juniorenauswahl sind die ersten Früchte dieser Arbeit. Sie dürfte allerdings erst in einigen Jahren zu einer neuen, höheren Qualität unserer Nationalmannschaft führen. Der Weg zur internationalen Spitzenklasse ist eben weit und schwer.

Wir haben also die Chance vergeben, bei „Halbzeit" ganz vorn in unserer WM-Gruppe, ja mit einem Bein schon im Endrundenturnier in England zu stehen. Wer aber wollte so ungerecht sein, deshalb mit unseren Jungen zu hadern?

Denn noch ist etwas drin! Unter den vielen Möglichkeiten, die es in den ausstehenden vier Spielen gibt, sind auch geringe Chancen für uns dabei. Allerdings müssen wir dabei auf Schrittmacherdienste der Österreicher hoffen und die Spiele folgenden Verlauf nehmen:

Österreich–Ungarn (13. Juni in Wien) und Ungarn – Österreich (5. September in Budapest): jeweils einen Sieg für Österreich und Ungarn oder jeweils unentschieden;

Ungarn–DDR (10. Oktober in Budapest): unentschieden;

DDR–Österreich (31. Oktober in Leipzig): Sieg für DDR.

Hier ist natürlich der Wunsch der Vater des Gedankens. Denn wir dürfen nicht übersehen, daß Ungarn mit noch zwei Heimspielen und einem Punkt aus dem Leipziger Spiel gegenwärtig die beste Ausgangsposition hat. Aber auch Österreich will zur WM-Endrunde nach England, so daß wir von den Spielen dieser beiden alten Kontrahenten durchaus profitieren könnten. Und warum sollte der DDR-Elf nicht noch einmal gelingen, was sie schon vor zwei Jahren erreichte: ein Unentschieden im Budapester Nep-Stadion? Wir bleiben optimistisch, trotz allem! Der Fußball ist rund, und wir haben bis Oktober Zeit, uns auf die letzten, vielleicht entscheidenden Kämpfe vorzubereiten. Wir stehen noch mit an jenem Schalter, an dem die Fahrkarten nach England ausgegeben werden, allerdings nicht ganz vorn.

Vorbereitete Provokationen durch aufgeputschte Zuschauer am Schluß des Wiener Spieles. Nur mit Mühe kann die Polizei unsere Spieler auf ihrem Weg in die Kabine vor Tätlichkeiten schützen.

Das war die 74. Minute im Wiener Prater-Stadion: Nöldner (am Boden) rutschte in eine Flanke von Erler, und es stand 1:1. Dabei blieb es bis zum Schlußpfiff, den unser Bildreporter symbolisch durch den Abbau des Zeigers von der Stadionuhr festhielt (rechts).

Ohne Paß in fremden Betten

Schuld an det janze Theata sind zwee lumpige Sicherungen, die mir nischt, dir nischt aus de Fassungen hopsten. Quasi aus heiterm Himmel. Gerade als ick neulich sonntags mein Praterbaby – Verzeihung, mein Riesenrad – ro richtig in Schwung habe, bumms aus. Nischt mehr, keen Saft. Sendepause!

Also, wat soll ick Ihnen sagen: Wilhelm Kabufke, denk ick, du bist dreißig Jahre Riesenradbesitzer, bleib ruhig! Det jeschätzte Riesenradpublikum kann ja mal 'ne Pause vatragen, von wegen des Magens und so. Doch bevor ick nu den Sand im Getriebe, na Sie wissen schon, den Fehler, jefunden habe – wat ja schließlich ooch seine Zeit dauert – und mein Luftveloziped wieder in Gang setze, meckert da eener aus Jondel Nummero sieben: „Mein Zug fährt weg, mein Zug fährt weg . . . Schnell, schnell . . ." – Herrjeh, det die Leute keene Zeit ham, wenn se in so'n Riesenrad klettern.

Und wissen Sie, wat denn passiert? Der Meckerheini aus Jondel sieben entpuppt sich als een Urlauber aus Prag, der nach drei Wochen Sonnenbaden und plansche-plansche an der Ostsee wieder an de Moldau will, zwischen zwee Zügen am Ostbahnhof uff unsern Rummel kommt, in meine Drehmühle kraxelt und am Ende ausjerechnet den Vindobona nur noch mit de roten Schlußlichter zu Auge bekommt. Wat nu?

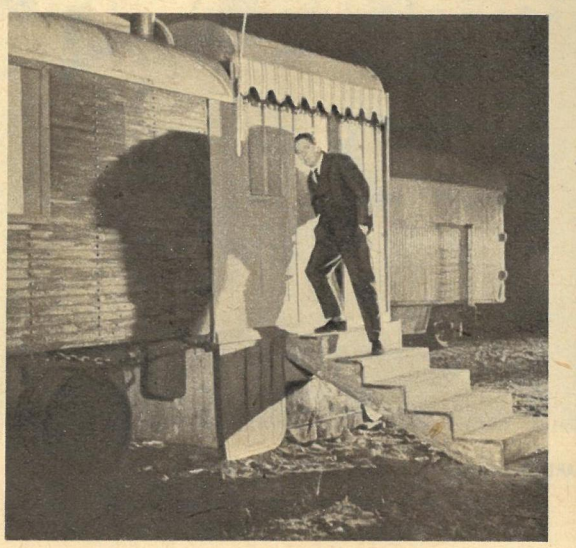
Ohne Geld, ohne Papiere, ohne Koffer?

Keene Angst, Wilhelm Kabufke hat nich nur een Riesenrad, er hat ooch Herz. Er hilft. Doch wat ick anstelle, allet jeht schief. Een Kuddelmuddel wird det, da wird mir noch janz schwummerig, wenn ick dran denke. Sie wissen doch, Mann, ohne Papiere und Sicherheit. Vertrauen is jut – na, den Rest kenn' Sie ja.

Und der Herr Jelinek – wie er sich nennt –, der is ja nu, offen jesagt, ooch eene dolle Blüte. Nich nur, det er bei mir und ooch beim Richard, dem Schießbudenbesitzer von nebenan, im Wohnwagen pennt, ooch aus andere Schlafgemächer kommt er. Eine komische Nudel, die selbst die „Vaupee" in Uffregung vasetzt. Denn: Ohne Paß in fremden Betten – wo gibt's denn sowat? Ick wer's Ihnen varaten: In dem neuen DEFA-Film gleichen Namens. Miroslav Horniček, einer der beliebtesten Komiker aus der ČSSR, spielt den Bruchpiloten Jelinek, und Kabufke-Wilhelm, det bin ick, Gerhard Bienert. Filmmusik von Karel Krautgartner.

Doch damit nicht genug. Regisseur Vladimir Brebera hat in seinem Film (Drehbuch Jurek Becker und Kurt Belicke) noch allerhand andere Dinge in petto, die Ihre Pupillen öffnen – sogar die Christel Bodenstein im Flatterhemdchen – und ihr Zwerchfell massieren werden. Aufpassen: „Ohne Paß . . ." ist mit viel Spaß.

Ohne Hemmungen schleicht sich Yvonne (Eva-Maria Hagen) in das Wochenendhaus des Fernsehregisseurs Eddi und stiftet einige Verwirrung.



Ohne Kabufke wäre Herr Jelinek im großen Berlin schon unter die Räder gekommen. Aber Wilhelm ist fast immer zur Stelle.

Ohne alles ist Susi (Christel Bodenstein), als sie von Jelinek beim Morgenbad überrascht wird. Die Veröffentlichung dieses Bildes hat uns jedoch ihr (Film-) Verlobter Eddi (Kurt Kachliki) verboten.

BILDBERICHT VON HELMUT RADDATZ

Ohne etwas Süßes will Jelinek nicht mit in Susis Wohnung. Und rasch trabt er zum Bäcker, Kuchen holen.

Giftmörder im Tierreich

Gift Gift Gift Gift 6

TATSACHENBERICHT VON BERNT KARGER-DECKER — ILLUSTRATIONEN KARL FISCHER

Es war dem britischen Kapitän und Forschungsreisenden James Cook auf seiner zweiten Erdumsegelung nicht gelungen, das legendäre, angeblich mit ungeheurem Reichtum ausgestattete „Südland" zu finden. Drei Jahre durchquerte er das gesamte bis dahin unbekannte Südmeer und mußte endlich erkennen, daß das sagenhafte Land gar nicht existierte. Dafür aber hatte er das Glück, etwa anderthalbtausend Kilometer nördlich von Neuseeland im Stillen Ozean die Insel „Neukaledonien" zu entdecken.

Am 5. September 1774, nachmittags, war er gemeinsam mit einigen Expeditionsteilnehmern, darunter dem deutschen Naturforscherpaar Reinhold und Georg Forster, vom Schiff aus in zwei starkbemannten Booten an Land gefahren und dort von einer Schar teils bewaffneter, teils wehrloser Eingeborener freundlich aufgenommen worden. Die Männer waren groß, nackt und trugen auf ihrer dunkel- bis schwarzbraunen Haut Muschel- und hellgrünen Steinschmuck. Ihre wenig schönen, grobgesichtigen und plattnasigen Frauen gingen in mehrfach um die Hüften gewickelten plumpmachenden Röcken aus Schnüren einher.

Nach einigen Tagen überbrachte man Cook einen großen Fisch, den ein Einheimischer mit seinem Speer erjagt hatte. Die Expeditionsmitglieder freuten sich, statt ihres gepökelten Schweinefleisches endlich wieder einmal eine frische Mahlzeit zu erhalten. Zuerst hatte Cook die Fischleber zubereiten und zum Abendbrot servieren lassen. Doch sie schmeckte nach Cooks eigenen Angaben so tranig, daß die beiden Herren Forster und er jeder nur einen Bissen genossen und die übrigen Tafelgäste ganz verzichteten. Enttäuscht legte man sich zu Bett, zumal am anderen Morgen frühzeitig eine Exkursion an Land beginnen sollte.

„In der Nacht weckte mich eine sehr unbehagliche Stimmung aus dem Schlafe", schreibt Cook in seinem Tagebuch. „Hände und Füße waren wie erstarrt, und als ich aufstand, vermochte ich keinen Schritt zu tun, ohne mich an den Wänden zu halten..." Cook wankte zur Kajüte der Naturforscher; er fand sie in gleichübler Körperverfassung vor. „Wir waren alle drei blaß wie Leichen", stellte er fest, „im höchsten Grade matt, fast ohne alle Empfindungen in den Gliedern, und die Brust schien uns wie zusammengeschnürt."

Auch Georg Forster berichtet in seinem Buch „Reise um die Welt": „Wir befanden uns wirklich in mißlichen Umständen, todblaß, äußerst matt, heftige Beklemmung auf der Brust und alle Glieder betäubt. Wir schleppten uns allerseits in die große Kajüte und ließen unseren Wundarzt, Herrn Patton, holen..." Er verabfolgte Brechmittel und eine schweißtreibende Arznei.

Anderntags hatte sich der Zustand der Patienten kaum gebessert. „Wir waren noch immer sehr matt", fährt Cook in seinem Bericht fort, „litten an Schwindel und hatten heftige Schmerzen ... Das Gift war so bösartig, daß wir bis zu unserer Weiterfahrt noch nicht wieder ganz hergestellt waren."

FUGU-Geheimnisse

Welcher Fisch hatte den Expeditionsteilnehmern derart übel mitgespielt, daß Cook und die beiden Forster darauf verzichten mußten, auch den Westen der von ihnen entdeckten Insel zu erforschen? Sie konnten nur einen Seeoffizier dorthin entsenden, damit er wenigstens „die Lage und Richtung der Küste untersuchte".

Es hatte sich bei dem Tier, wie Cook richtig bemerkte, um einen Vertreter einer neuaufgefundenen, vom hervorragenden schwedischen Systematiker der Natur Karl von Linné mit der wissenschaftlichen Benennung „Tetraodon" belegten Fischgattung gehandelt. Die Einheimischen kennen dafür den Namen „Bowlfisch", die Japaner, in deren Gewässern die wohl gefährlichste Art lebt, „Fugu", uns Deutschen sind die Bezeichnungen „Kugel"-, „Igel"- oder „Schwellfisch" geläufig.

Der Kugelfisch besitzt die Fähigkeit, sich bei Gefahr durch rasches Einpumpen von Luft oder Wasser ballonartig zu doppeltem Körperumfang aufzublähen. Mit Luft angefüllt, treibt er bauchoben im Wasser und streckt dabei seinen Gegnern Dutzende von Stacheln entgegen. Die beim Wiederausblasen der Luft erzeugten trommelnden Geräusche werden wegen ihres unheimlichen Klanges von manchen Eingeborenenstämmen für Geisterstimmen gehalten. Um sich dem Zugriff größerer Raubfische zu entziehen, blähen sich die Kugelfische mit Wasser auf, so daß sie mit zunehmender Schwere allmählich zu Boden sinken. In den tropischen und subtropischen Meeren sind etwa neunzig verschiedene Kugelfischarten anzutreffen.

Besonders die im asiatisch-australischen Raum beheimateten Sorten gelten bei zahllosen Feinschmeckern roh oder gekocht als Delikatesse. Allerdings müssen vor ihrem Genuß unbedingt der Eierstock und die Leber sorgfältig entfernt und das Fleisch gründlich in Wasser gespült werden; denn die Organe enthalten ein tödliches Gift.

James Cook hatte zwar auch schon davon gehört. Aber nach seinem Geständnis hatte er „trotzdem vorläufig die Leber kochen lassen", weil er sich „in dem Irrtum befand, auf der vorangegangenen Weltreise dieselbe Fischart an der Küste von Neuholland (Australien) getroffen und ohne Schaden gegessen zu haben".

Die Folgen des verhängnisvollen Irrtums hatten dann ja auch nicht lange auf sich warten lassen.

Traurig blickten Cook und seine Gefährten dem von ihnen nach der neukaledonischen Westküste entsandten Leutnant Pickersgill nach. „Es war uns schlechterdings nicht möglich, länger als fünf Minuten hintereinander auf den Füßen zu stehen oder zu gehen, sonst hätte uns gewiß nichts hindern sollen, dieser Expedition beizuwohnen!" beteuert Georg Forster.

Sogar die an Bord befindlichen Hunde, die über die Reste hergefallen waren, hatten die Giftigkeit der Fischleber zu spüren bekommen. Sie litten schwer an den Symptomen, und das gleichfalls an Bord befindliche einzige Ferkel „schwoll", den Worten Georg Forsters zufolge, „entsetzlich an und mußte endlich unter den heftigsten Zuckungen das Leben einbüßen, bloß weil es die Eingeweide des Fisches verschluckt hatte".

Wie überaus gefährlich der Kugelfisch ist, geht auch daraus hervor, daß zum Beispiel in Japan, wo der Fugu während der Wintermonate in Spezialrestaurants angeboten wird, im Jahre 1947 rund vierhundertsiebzig Personen an Vergiftung gestorben sind. Deshalb hat der japanische Gesetzgeber nicht nur den öffentlichen Verkauf von Fugufischen verboten, sondern auch angeordnet, daß jeder Koch, der Fugugerichte herstellen will, auf einer sogenannten Fuguschule das Diplom dazu erworben und überdies noch seine Eignung dadurch nachgewiesen haben muß, daß er in Gegenwart von Zeugen einige von ihm selbst zubereitete Kugelfische unbeschadet verzehrte.

Begreiflicherweise haben sich in erster Linie japanische Toxikologen um die Strukturaufklärung des mörderischen Fugugiftes bemüht, das vor dem ersten Weltkrieg von einem Professor Tawara auf den Na-

Markant

SCHÜLERFÜLLHALTER

PIONIER II

Es ist nicht gleichgültig, welchen Füllhalter die schreibende Kinderhand benützt, sagt der erfahrene Lehrer. Mißerfolge im Unterricht und bei den Hausaufgaben sind oft die Folge falscher Schreibgerätewahl. Fortschritt und Lernfreude werden besonders durch den neuen

SCHULERFULLHALTER PIONIER II

gefördert, der in Verbindung mit dem DZL für unsere Schüler entwickelt wurde. Im PIONIER II sind konstruktiv die neuesten Erkenntnisse mit einer modernen Gestaltungsform vereint.

Und hier die besonderen Vorzüge:
Steckkappe,
halbverdeckte Schreibfeder mit Iridiumspitze,
dauerhafter Oberflächenschutz aller Metallteile,
Verstärkungsringe an besonders beanspruchten Verbindungen,
Tintenleiter mit leistungsfähigem Ausgleichsystem,
Drehmechanik mit unzerbrechlicher Spindel.

DEUTSCH
PHYSIK
MATHEMATIK
GESCHICHTE
ERDKUNDE
RUSSISCH
MUSIK
BIOLOGIE
CHEMIE

PREIS 3,20 MDN

IM FACHGESCHÄFT ERHÄLTLICH

VEB SCHREIBGERÄTEWERK MARKANT – SINGWITZ/BAUTZEN

CARL ZEISS JENA

IHRE KAMERA EINE WERRA

VEB Carl Zeiss JENA

men „Tetraodotoxin" (nach der wissenschaftlichen Bezeichnung „Tetraodon" für diese Kugelfischgattung) getauft worden war. Es fällt den Menschen geradezu heimtückisch an, wie Ernst Haeckel, der berühmte Verfechter des Darwinismus in Deutschland und Schöpfer der biogenetischen Grundregel, einmal am eigenen Leibe erfuhr, als er auf einer Tropenreise einen Kugelfisch sezierte. Schon nach kurzer Zeit mußte er die Sektion abbrechen und vor lauter Übelkeit das Freie suchen. Seine geliebten Katzen aber, die sich während seiner Abwesenheit am Fisch gütlich getan hatten, waren verendet.

Das Fugugift oder Tetraodotoxin ruft etwa eine halbe Stunde nach Aufnahme Gefühllosigkeit an der Zunge sowie an den Finger- und Zehenspitzen hervor. Es folgen Übelkeit, Erbrechen, Sprech- und Schluckbeschwerden und Atemnot. Schließlich tritt durch Atemlähmung der Tod ein. Wie verlautet, bedienen sich in Japan Lebensmüde des Fugurogens zum Selbstmord.

Es ist der Wissenschaft bereits gelungen, Tetraodotoxin rein zu isolieren. Die in Weinheim erscheinende Zeitschrift „Angewandte Chemie" teilte kürzlich mit, daß sich aus einer Tonne Fugu-Eierstöcken ungefähr acht bis zehn Gramm reines Tetraodotoxin gewinnen lassen. Gemessen an der biologischen Aktivität entspricht das einer achtzigprozentigen Ausbeute.

Fugugift ist eines der heftigsten Tiergifte aus der Gruppe der niedermolekularen, das heißt aus verhältnismäßig kleinen Molekülen bestehenden Substanzen. Noch in einer Verdünnung von 1:2000000 lähmt es die sensiblen und die Eingeweidenerven. Da es außerdem auch die Skelettmuskulatur lähmt, also eine stark ausgeprägte Kurarewirkung besitzt, findet es mitunter gegen Wundstarrkrampf Verwendung.

Gegenwärtig arbeiten japanische wie auch amerikanische Gelehrte an der chemischen Herstellung des Tetraodotoxins. Im Gegensatz zu vielen Tiergiften, die den Eiweißen nahestehende oder wenigstens an einen Eiweißträger gebundene Stoffe bilden, handelt es sich beim Fugugift möglicherweise um einen Zuckerabkömmling.

Miesmuschel und Kokoifrosch

Da die Fugu- oder Kugelfische nicht über besondere Organe zur Produktion und Beibringung von Gift verfügen, das Gift bei ihnen also keine lebensnotwendige Funktion zu erfüllen hat, bezeichnet man sie als passiv giftige Tiere – wie übrigens sämtliche ähnlich veranlagten Gifttiere, beispielsweise die in allen Meeren, vorwiegend in der Nordsee und im Mittelmeer vorkommende, eßbare Miesmuschel. Sie wird von manchen Völkern ob ihres begehrten Fleisches sogar massenhaft gezüchtet. Sie ernährt sich vom Meeresplankton, in dem allerlei Einzeller, darunter auch giftige, existieren, die sie beim Filtrieren von etwa dreißig Liter Meerwasser täglich zusammen mit dem Plankton aufnimmt. Daher können in der heißen Jahreszeit nach Genuß von Miesmuscheln Vergiftungen eintreten. Gewöhnlich harmlos verlaufende nesselartige Hautausschläge, von Übelkeit, Erbrechen und Durchfällen begleitete Magen-Darm-Störungen oder gar eine tödlich ausgehende zentrale Atemlähmung sind die Folge. Deshalb sollte man Miesmuscheln in den Sommermonaten am besten meiden. Über die Struktur des hochwirksamen Muschelgiftes hat die Wissenschaft bislang nichts zu ermitteln vermocht; es gelang ihr lediglich, es unter seiner Herkunftsbezeichnung „Mytilotoxin" rein zu isolieren. –

Nicht minder ratlos stehen die Forscher dem äußerst schweren Gift des kolumbianischen Kokoifrosches gegenüber. Das erfuhren wir von Diplomchemiker Roderich Glaesmer vom Pharmakologischen Institut der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin-Buch. Mit dem nur zwei bis drei Zentimeter langen und nur ein Gramm wiegenden Fröschlein hat es eine besondere, traurige Bewandtnis, durch die die Wissenschaft aber erst auf seine ungeheure Giftigkeit aufmerksam geworden ist: Der spanische Arzt Posada Arango hatte um 1869 bei den Choloindianern Kolumbiens beobachtet, wie sie lebende Kokoifrösche erbarmungslos auf Bambusstäbchen spießten und sie über offenes Feuer hielten, bis die Tiere ein Sekret ausschieden, mit dem die Cholos die Spitzen ihrer Blasrohrpfeile imprägnierten. Die Ausscheidungen eines einzigen Frosches reichten für die Bereitung von fünfzig Pfeilen. Mit ihnen jagten die Choloindianer Jaguare, Tiger, Affen und große Vögel. Wenn man bedenkt, daß jeder Treffer unweigerlich tötet, dann kann man sich eine Vorstellung von der Gefährlichkeit dieses Pfeilgiftes machen. Die Indianer selbst wagen nicht einmal, den Kokoifrosch mit bloßen Händen zu berühren, sie fassen ihn nur mit Blättern an, um ein Eindringen des unheimlichen Sekrets durch einen noch so winzigen Hautriß zu vermeiden, was

Der gefährliche „Fugu" oder Igelfisch

auch dem Menschen zum Verderben würde. Das getroffene Tier verendet, wie Diplomchemiker Glaesmer versichert, binnen weniger Minuten unter heftigen Krämpfen an Atemlähmung. „Kokoigift ist fünfzigmal stärker als das gefürchtete Wundstarrkrampfgift", sagte er; „doch ähnlich wie das Kurare, auch ein von südamerikanischen Indianern – allerdings aus Pflanzen – gewonnenes Pfeilgift, wirkt Kokoigift auf dem Verdauungswege nicht. Man könnte es sich pfundweise einverleiben, ohne daran Schaden zu nehmen."

Abenteuer mit Quallen

Soviel nur über „passiv" giftige Tiere, von denen es natürlich noch zahllose gibt, so daß man über sie allein ein dickes Buch schreiben könnte. Ihnen steht das Heer „aktiv" giftiger Tiere gegenüber, die in ihrem Organismus produzierte Giftstoffe sinnvoll zu Verteidigungs- oder Angriffszwecken verwenden. Solche aktiv giftige Tiere finden sich hauptsächlich unter den Mikroben, Insekten, Schlangen, Fischen und Hohltieren; sie bringen ihre toxischen Substanzen durch Stich, Biß oder dergleichen bei.

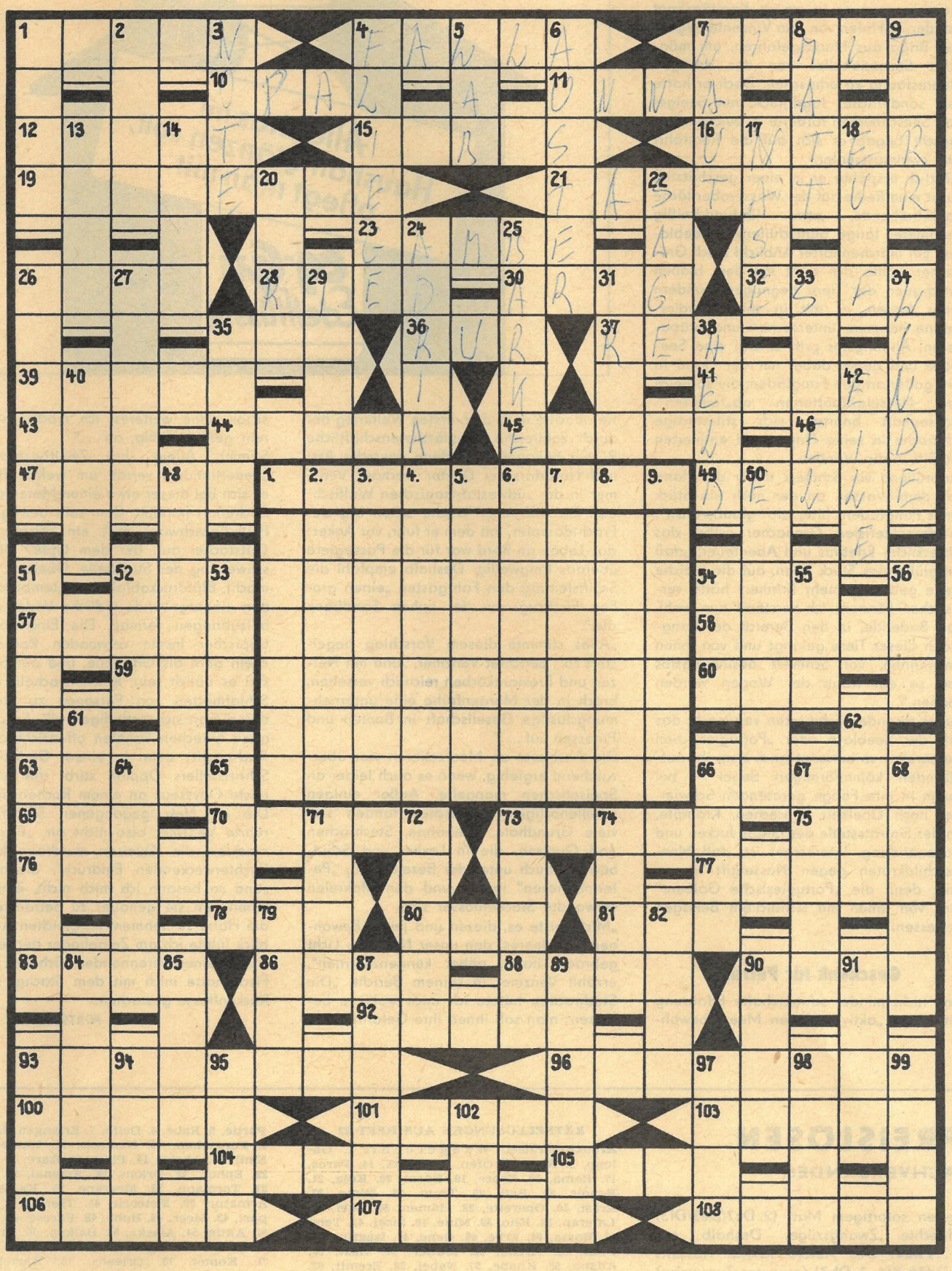
Beginnen wir die Parade mit den giftigen Hohltieren. Zu ihnen zählen die die warmen Meere bewohnenden Polypen, Seerosen und Quallen. Sie sind mit lauter kleinen Nesselkapseln ausgerüstet, die bei geringster Berührung explodieren und dabei ein lähmendes Sekret in den Leib des Beutetieres schießen. Dieses Sekret besteht aus mehreren unterschiedlichen Giftsubstanzen, die sogar bei Menschen sowie landbewohnenden warmblütigen Säugetieren hochgradige Vergiftungserscheinungen auslösen können. Zum Beispiel das Nesselgift „Thalassin". Wir haben erlebt, wie ein Hund, dem nur ein bis anderthalb Milligramm davon in die Vene gespritzt wurde, alsbald in Erregung geriet und starken Nies- und Juckreiz erkennen ließ. Bei einer größeren Dosis, etwa hundert bis fünfhundert Milligramm, wäre Tod durch Herzlähmung eingetreten. Man vermutet, daß es sich beim „Thalassin" um einen komplizierten Eiweißkörper handelt. Ein weiterer Bestandteil des Nesselgiftes, das in seiner strukturellen Zusammensetzung noch unbekannte „Kongestin", ist sogar noch gefährlicher. Bereits eine Dosis von weniger als fünfzig Milligramm tötet einen zwanzig Pfund schweren Hund, und zwar vorwiegend durch Atemlähmung. Und schließlich befindet sich im Nesselgift das narkotisierende „Hypnotoxin", höchstwahrscheinlich wieder ein hochmolekularer Eiweißkörper, ähnlich dem „Thalassin".

Sehr gefürchtet vom Menschen ist die Bekanntschaft mit der zu den sogenannten

FORTSETZUNG SEITE 16

RÄTSEL

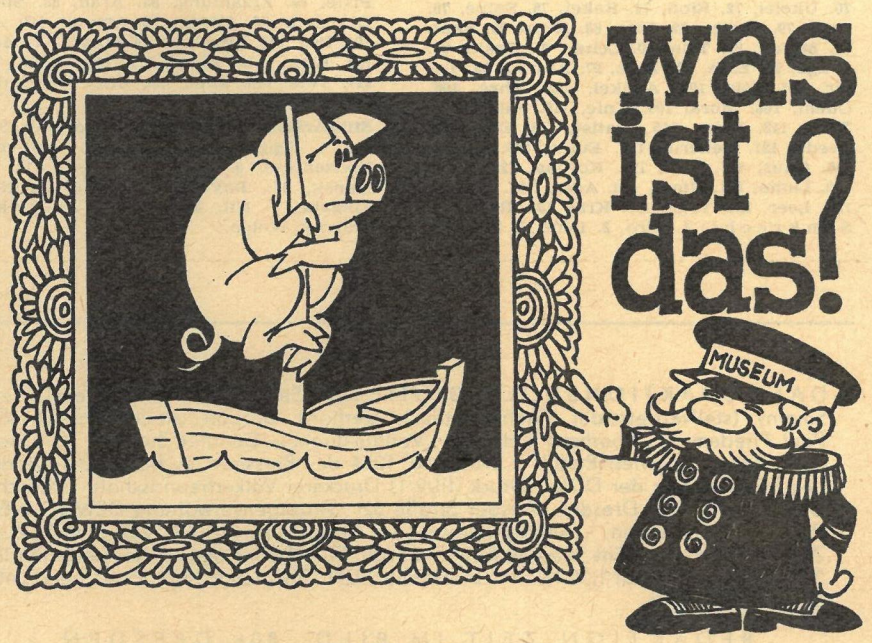
KREUZWORTRÄTSEL MIT FULLRÄTSEL



Waagerecht: 1. Volksrepublik, 4. spanischer Komponist († 1946), 7. Preisgrenze, 10. Schmuckstein, 11. Kreisstadt in Westfalen, 12. Konfekt, 15. Schneeleopard, 16. Spielkarte, 19. Bildungsstätte, 21. Teil mancher Instrumente, 23. Streichinstrument, 26. Gebirge in Griechenland, 28. Schilf, 30. Wüste aus Sanddünen, 32. Huftier, 35. gallertartige Masse, 36. Nebenfluß der Maas, 37. Waldtier, 39. Schweizer Kurort, 41. männlicher Vorname, 43. polnische Halbinsel, 44. südostspanische Industriestadt, 45. ungarischer Komponist († 1893), 46. Schwur, 47. sowjetischer Schwarzmeerkurort, 49. Bodensenke, 52. belgischer Badeort, 54. russisch: Frieden, 57. Bittermittel, 58. Stern im Sternbild Adler, 59. afrikanischer Strom, 60. Teil des Auges, 63. Kartenwerk, 66. Titelgestalt eines Buches von Heinrich Mann, 69. rumänische Währungseinheit, 70. vieläugiger Riese der griechischen Sage, 73. Vorderseite einer Münze, 75. Titelgestalt einer Oper von Gotovač, 76. chemischer Grundstoff, 77. Transportboot der Eskimos, 78. Gebirgsweide, 80. Mädchenname, 81. nordwestdeutscher Fluß, 83. alte niederländische Münze, 86. Nebenfluß des Rheins, 88. Nebenfluß des Tobol, 90. griechische Sagengestalt, 92. Vogelwelt, 93. Kleinbuchstabe, 96. Pistole, 100. Nebenfluß der Rhone, 101. Gesichtsmaske, 103. Männername, 104. Waschraum im Bergwerk, 105. Düngemittel, 106. Amtstracht, 107. Faserpflanze, 108. Nebenfluß des Bug.

Senkrecht: 1. Hochland in Peru, 2. Sportklasse, 3. Musikzeichen, 4. Insekt, 5. Ferment des Wiederkäuermagens, 6. Muschelart, 7. Ton, 8. Schachbegriff, 9. Maßeinheit des Luftdruckes, 13. Erlaß, Verordnung, 14. Nebenfluß des Po, 17. Sinnesorgan, 18. niederländischer Schachmeister, 20. Schuttstrom im Hochgebirge, 22. überlieferte Erzählung, 24. Teil des Mittelmeeres, 25. kleines Boot, 26. Stadt im USA-Staat Nebraska, 27. modisches Schultertuch, 29. Schabeisen, 31. Ritter aus Artus' Tafelrunde, 33. Kurzschriftzeichen, 34. Laubbaum, 35. Festkleidung, 38. Rollenfach, 40. sozialistischer Schriftsteller der Gegenwart, 42. Hast, 48. Gewürz, 50. Ausgabe, Auflage, 51. arabisches Segelschiff, 52. Nebenfluß der Wisła, 53. Speisefisch, 54. Zeichen, Fleck, 55. Teil des Wagens, 56. Volksstamm der Sudanneger, 61. forstwirtschaftliches Raummaß, 62. kleine jugoslawische Währungseinheit, 63. Karpfenfisch, 64. Stadt im Bezirk Karl-Marx-Stadt, 65. Hauptstadt des Jemen, 66. Brauch, Gewohnheit, 67. Ortsveränderung, 68. Stadt in Japan, 71. portugiesischer Seefahrer, 72. Sportgerät, 73. italienische Geigenbauerfamilie, 74. ungarischer Weinort, 79. Zierpflanze, 82. ägyptische Baumwolle, 84. griechische Göttin der Zwietracht, 85. Umdrehung, Umlauf, 87. Kinderspielzeug, 89. Bewohner einer SSR, 90. Acker, Feld, 91. Gestalt aus „Schlacht unterwegs", 93. Grenzfluß zwischen Spanien und Portugal, 94. Edelgas, 95. Schaumwein, 97. alkoholisches Getränk, 98. Titelgestalt einer Oper von Borodin, 99. englischer Botaniker (Begründer der Pflanzenanatomie), 102. Branntwein.

Füllrätsel. 1. Hauptstern im Sternbild Löwe, 2. oberösterreichischer Markt, 3. Oper von Tschaikowski, 4. Gedichtform, 5. italienischer Opernkomponist, 6. deutscher Physiker, 7. Dickhäuter, 8. französischer Graphiker, Maler und Bildhauer († 1879), 9. russischer Schriftsteller („Krieg und Frieden"). Bei richtiger Lösung ergibt die erste Zeile den Namen des bedeutendsten holländischen Malers und Radierers.



Wieder ein neues DING MIT PFIFF (80) von Willy Moese (nach einer Leseridee), ein bildlich ausgelegter Begriff, für den Sie das richtige Wort finden sollen. Teilen Sie es uns bis zum 12. Juni 1965 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff) mit. Vielleicht gehören Sie zu den drei Gewinnern, die je einen Buchpreis erhalten. Unsere Anschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

Die Gewinner beim DING MIT PFIFF (77) werden in Heft 24 veröffentlicht.

Die Rätsellösungen aus Heft 22 finden Sie auf der nächsten Seite!

Ihre Haut
verrät Ihr Alter!

Die ersten Fältchen im Gesicht machen älter, frische Haut dagegen schätzt man jünger.

Gibt der Organismus der Haut zuwenig Nahrung, muß sie von außen zugeführt werden.

Regelmäßige Pflege mit Pohli-Hormoncreme kann Wunder wirken: Sie führt der Haut die fehlenden Nährstoffe zu.

Falten verschwinden, die Haut strafft sich und gibt ihr jugendlich frisches Aussehen.

Tube 2,50
Topf 3,50

Hersteller: Georg Pohl, 8046 Dresden

FORTSETZUNG VON SEITE 14

Staatsquallen gehörenden Seeblase oder „Portugiesischen Galeere", deren mit Nesselgift angefüllte Fangarme metertief ins Meer hinabreichen. Eine äußerst unangenehme Begegnung mit einer Vertreterin dieser Gattung hatte im Januar 1872 der junge deutsche Zoologe Hermann Grenacher gehabt. Im Auftrage einer Naturforschergesellschaft befand er sich auf einer Expedition nach Teneriffa und den Kapverdischen Inseln. Mit Fangnetz und Sammeleimer war er in einem Kapitänsboot von der im Hafen von San Vincente liegenden Brigg aus hinausgefahren, um möglichst Sensationelles von der dortigen Meeresfauna zu erhaschen. Doch er hatte kein sonderliches Jagdglück; nur Seeigel und Seeschnecken förderte er zutage. Enttäuscht begab er sich auf die Rückfahrt zum Zweimastsegler.

Plötzlich erspähte er in einer geschützten Bucht eine Reihe auf der Wasseroberfläche dahintreibende, etwa fünfunddreißig Zentimeter lange buntschillernde Seeblasen. Ein märchenhafter Anblick! Doch Grenacher wollte sich nicht mit dem bloßen Anschauen der Tiere begnügen, sondern eines fassen, es mit in seine Studierkabine nehmen, untersuchen und präparieren. Ahnungslos griff er sich eine Seeblase und geriet dabei mit der Hand in ihre gallertartigen Fangfäden, die sogleich ihre Nesselgiftbatterien ab„feuerten". Massenhaft bohrten sich stilettartige Schläuche in seine Finger und entleerten ihr Gift in die Wunden.

Aufbrüllend vor Schmerz riß er die Hand aus dem Wasser, an der noch ein Stück eines Fangfadens hing. „Ich glaube nicht", so charakterisiert Grenacher selbst das schreckliche Erlebnis und Abenteuer, „daß ein glühendes Stück Eisen, auf die gleiche Stelle gebracht, mehr Schmerz hätte verursachen können; ich verstand nun wohl, daß Badende, in den Bereich der Fangfäden dieser Tiere gelangt und von ihnen umsponnen, vor Schmerz besinnungslos und so ein Raub der Wogen werden können."

Außer rasenden Schmerzen verursacht das Gift der Seeblase oder „Portugiesischen Galeere" – so benannt nach dem ihr aufsitzenden kammförmigen Segel – bei einem in ihre Fänge geratenden Schwimmer noch Übelkeit, Erbrechen, Krämpfe, an der Eintrittsstelle des Giftes Jucken und Blasenbildung. Interessant ist, daß Meeresschildkröten gegen Nesselgift immun sind, denn die „Portugiesische Galeere" wird von ihnen mit sichtlichem Behagen gefressen.

Geschenk für Petrus

Eine nicht minder schmerzhafte Erfahrung mit einem „aktiv" giftigen Meeresbewohner machte nach dem ersten Weltkrieg der durch zahlreiche populärwissenschaftliche Bücher bekannt gewordene deutsche Arzt und Naturforscher Doktor Gerhard Venzmer in der südwestafrikanischen Walfischbai. Ziemlich eine Woche schon lag der Frachtdampfer, mit dem er fuhr, vor Anker; das Leben an Bord war für die Passagiere überaus langweilig. Deshalb empfahl die Schiffsleitung den Fahrgästen „einen großen Fischzug von der nahen Sandbank aus".

„Alles stimmte diesem Vorschlag begeistert zu", berichtet Venzmer, „und mit Netzen und Proviantkörben reichlich versehen, brach in der Morgenfrühe eine unternehmungslustige Gesellschaft in Booten und Pinassen auf . . ."

Die Ausbeute an Meerestieren war überraschend ergiebig, wenn es auch leider an Speisefischen mangelte. Außer einigen schollenartigen Plattfischen fanden sich viele Grundhaie, Seehähne, Stechrochen und Queisen, die in Lexika und Schulbüchern auch unter der Bezeichnung „Petermännchen" laufen und den Makrelen verwandte Stachelflosser sind.

„Mich reizte es, diesen und jenen Bewohner des Meeres, den unser Netz ans Licht gebracht hatte, näher kennenzulernen", erzählt Venzmer in seinem Bericht. „Die Stechrochen hütete ich mich wohl zu berühren; man sah ihnen ihre Gefährlichkeit schon ohne weiteres, ich möchte sagen: rein gefühlsmäßig, an . . ."

Stimmt. Allein ihre Zweitbezeichnung „Feuerflunder" verrät, um welche Biester es sich bei dieser etwa einen Meter langen Rochenart handelt. Dem sehr beweglichen Peitschenschwanz sitzt ein sägeförmiger Giftstachel auf, der dem Opfer mit Anschwellung der Stichstelle, Übelkeit, Ohnmacht, Blutdruckabfall und Atembeschwerden einhergehende tödliche Verletzungen beizubringen vermag. Die Eingeborenen tropischer Inseln verwenden Rochenstacheln gern als Giftpfeile, und auf Samoa soll es üblich sein, Rochenstacheln in die Schlafmatten von Personen zu stecken, deren man sich entledigen will. Schon die alten Griechen kannten offensichtlich das Rochengift; denn in einem Gedicht des Schriftstellers Oppian stirbt der weitgereiste Odysseus an einem Rochenstich.

Die ins Netz gegangenen Stechrochen rührte Venzmer also nicht an. „Dagegen machten die Queisen durchaus keinen furchterweckenden Eindruck", erzählt er, „und so besann ich mich nicht, eine von ihnen, um sie genauer zu betrachten, in die Hand zu nehmen. Im gleichen Augenblick fühlte ich am Zeigefinger der rechten Hand einen brennenden Schmerz: Der Fisch hatte mich mit dem Stachel seiner Rückenflosse gestochen.

FORTSETZUNG FOLGT

VIII. PROBLEM-PREISLÖSEN
DES DEUTSCHEN SCHACHVERBANDES

3215 Schachfreunde, darunter 90 aus Bulgarien, ČSSR, Dänemark, der DBR, Frankreich, Holland, Polen, Rumänien, UdSSR und Ungarn, sandten an 13 in der DDR erscheinende Zeitungen und Zeitschriften ihre Lösungen ein.

Preisaufgabe A von Baldur Kozdon, Moosburg (Die Schwalbe 1962, 9. Lob im 133. Thematurnier) – Matt in 2 Zügen.
Weiß: Ka8, Dg8, Tf3, Tg2, Lb7, Lg1, Ba3, Bh2 (8). – Schwarz: Kh1, Ta1, Ta8 (3).
Wenn auch bald erkannt wird, daß einer der beiden Türme den Schlüsselzug ausführen muß, so gilt es doch zu überlegen, welcher Turm abzieht und wohin. Die Verführungen 1. Tg3-7? scheitern an 1. . . . Tg1:!, 1. Taf2? an 1. . . . Tg8:†! und 1. Th3? an 1. . . . Ta3:†! Richtig ist nur **1. Tf1!** Schwarze Turmzüge auf der 1. oder auf der h-Reihe führen durch Abzug des wTg2 zu Matts der Halbbatterie. Auf 1. . . . Ta3:† folgt 2. La7 matt. Diese verführungsreiche Aufgabe wurde von 67,7 Prozent der Teilnehmer gelöst.

Preisaufgabe B von Dr. Rudolf Leopold, Dresden (Schach 1965) – Matt in 4 Zügen.
Weiß: Kb2, Dc3, Tg2, Lg6, Bf5 (5). – Schwarz: Kf4, Sc2, Sg1, Be5, Bf6, Bg7 (6).
1. Tg3! versetzt Schwarz in Zugzwang. Die Erwiderungen 1. . . . e4/Scbel./Sgbel. wären wegen sofortigem Matt (2. Dc7/De3/Df3) schlechte Zwangszüge. Deshalb nur **1. . . . Ke4!** Des Autors schöne Absicht: **2. Dd3† Kf4 3. Db3!** (erneuter Zugzwang) 3. . . . e4/Scbel./Sgbel./Ke4 4. Db8/De3/Df3/Tg4 matt.

Durch das Fehlen eines schwarzen Bauern auf b3 ist die Aufgabe leider dualistisch. So ist zunächst statt 3. Db3 auch **3. Kc2:** Sbel. 4. D matt möglich. Aber bereits mit **2. Kc2:** Sbel./Kd5 3. Dd3†/Td3† und **2. Dc2:†** Kf4/Kbel. 3. Dd3/Td3† ist die beabsichtigte Lösung umgehbar.

Während 96 Löser mehrere Lösungswege angaben, wurde die Autorlösung nur von 51 Lösern genannt! 70,5 Prozent der Löser fanden einen Lösungsweg.

Gewinner der vom Deutschen Schachverband ausgesetzten Sachpreise, durch Losentscheid ermittelt:
1. Preis (100 MDN) Erwin Walda, Karl-Marx-Stadt;
2. Preis (75 MDN) Wolfgang Klein, Ellrich;
3. Preis (50 MDN) A. Finger, Riesa;
4. Preis (35 MDN) Werner Wehder, Stallberg;
5. Preis (25 MDN) Dr. Ján Kollár, Trenčin (ČSSR).

Dazu 100 Buchpreise. Weitere 10 Gewinner erhielten die von „Zeit im Bild" ausgesetzten Buch-Sonderpreise durch die Post zugestellt.

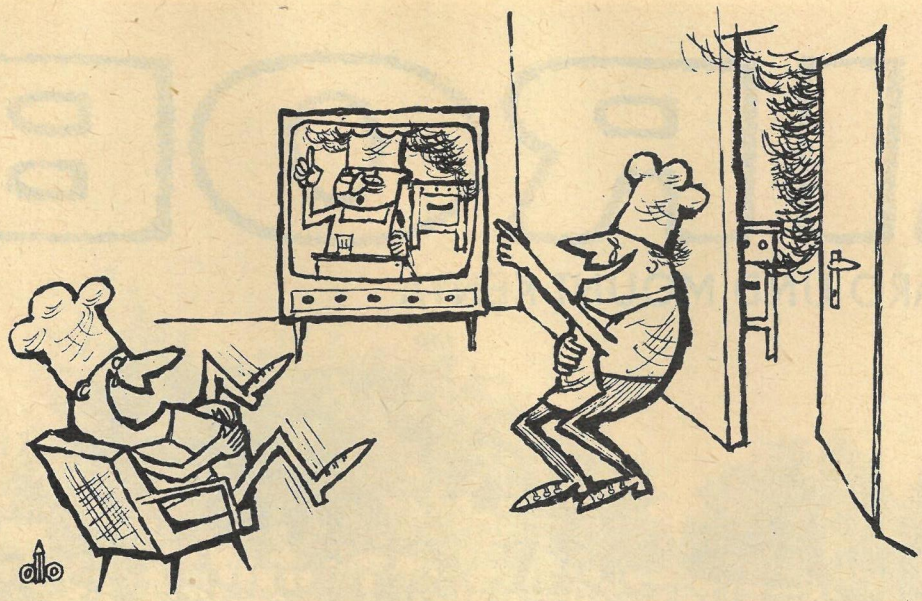
RÄTSELLÖSUNGEN AUS HEFT 22

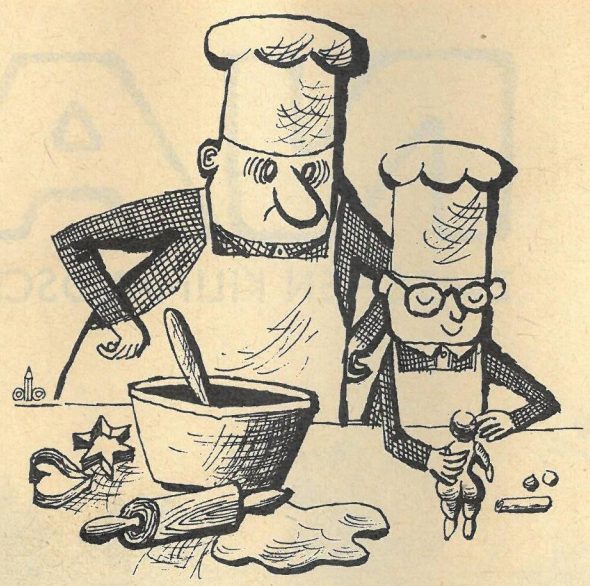
Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Galopp, 5. Rüde, 8. Ofen, 11. Kema, 14. Paros, 17. Rama, 18. Erbse, 19. Edam, 20. Kola, 21. Renoir, 24. Ball, 25. Tram, 26. Mime, 27. Arasi, 30. Operette, 32. Hamen, 34. Ekel, 36. Lateran, 38. Klio, 39. Mine, 40. Sisal, 41. Terz, 42. Roma, 44. Erbe, 46. Gene, 47. Isegrim, 48. Pech, 50. Arena, 52. Mutter, 53. Hast, 55. Adana, 56. Knabe, 57. Nabel, 59. Eremit, 62. Raps, 64. Pirat, 66. Neon, 68. Nana, 69. Lila, 70. Ukelei, 72. Rion, 74. Rakel, 76. Salpe, 78. Eros, 79. Raster, 82. Pisa, 83. Keks, 85. Skat, 87. Mesen, 89. Trio, 90. Leiter, 91. Erato, 93. Trage, 94. Elite, 95. Tanz, 97. Abtrag, 98. Talar, 101. Isis, 102. Artikel, 105. Ähre, 106. Odem, 108. Mora, 109. Knie, 110. Allah, 111. Tran, 113. Reim, 115. Statist, 118. Elle, 119. Leeds, 121. Sellerie, 124. Euter, 125. Zaum, 126. Gaur, 127. Etui, 128. Korona, 129. Tide, 130. Lama, 131. Niece, 132. Aden, 133. Magen, 134. Leer, 135. Tage, 136. Kral, 137. Rastel. – Senkrecht: 1. Giro, 2. Lene, 3. Priel, 4. Partie, 5. Rabe, 6. Delhi, 7. Erlangen, 8. Oste, 9. Fernsehen, 10. Nemesis, 11. Kamele, 12. Emil, 13. Akelei, 14. Platz, 15. Aare, 16. Ossa, 22. Ephor, 23. Orkan, 28. Arsenal, 29. Inch, 31. Tormann, 33. Meerane, 35. Kastell, 37. Armatur, 39. Meteorit, 41. Trema, 42. Rapport, 43. Meer, 45. Bube, 48. Parese, 49. Cape, 51. Aktie, 54. Alaska, 58. Balken, 60. Rips, 61. Elektron, 63. Signora, 65. Artois, 67. Nase, 71. Komet, 73. Orleans, 75. Kartell, 77. Astarte, 78. Etagere, 80. Ares, 81. Silikat, 82. Piste, 84. Erzählung, 86. Arad, 88. Silo, 92. Oberdeck, 96. Allegat, 99. Ammer, 100. Arsin, 101. Ilse, 103. Ritzel, 104. Kalmar, 107. Melker, 109. Kirin, 112. Aster, 114. Ilona, 116. Tuba, 117. Tete, 118. Eule, 120. Erie, 121. Sial, 122. Rost, 123. Earl.

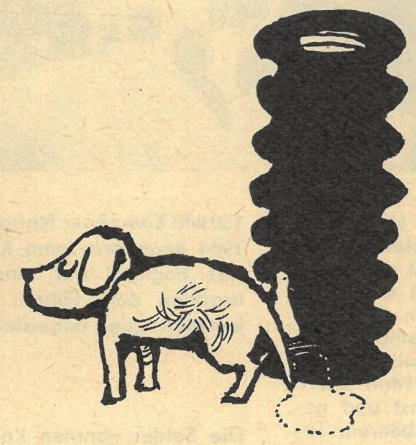
Silbenrätsel. 1. Chenille, 2. Epidermis, 3. Krisis, 4. Sippe, 5. Episode, 6. Hengjang, 7. Tsetsefliege, 8. Maki, 9. Angler, 10. Murmansk, 11. Raynal, 12. Wolkenbruch, 13. Eingabe. – Nil, Mississippi, Jangtsekiang, Murray, Wolga.

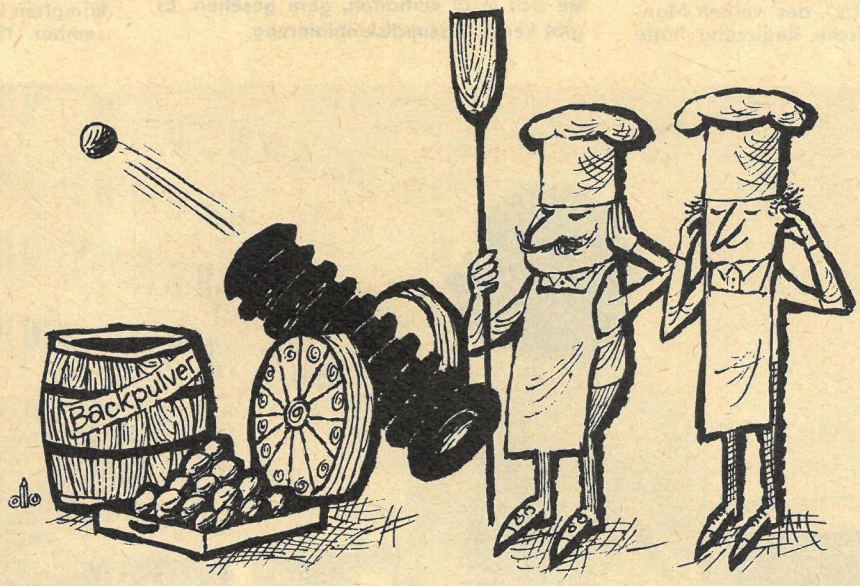
DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz · Verlagsdirektor Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck (III/9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, Grafischer Großbetrieb, 8023 Dresden, Riesaer Straße 32 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, 806 Dresden · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2 53 Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto: DN, Dresden 9 1862; Postscheckkonto: Dresden Nr. 45 65

REDAKTION ZEIT IM BILD, 806 DRESDEN,
RADEBERGER STRASSE 14b,
RUF 51616, 51765, TELEX DRESDEN 019412



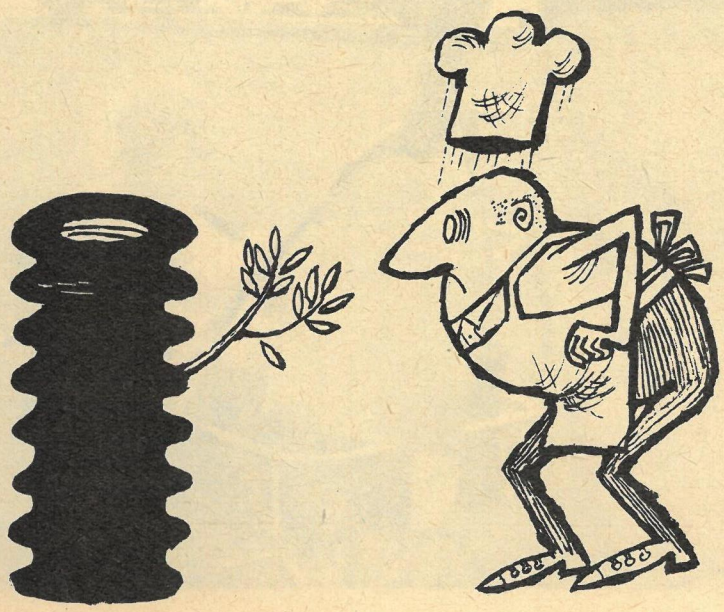






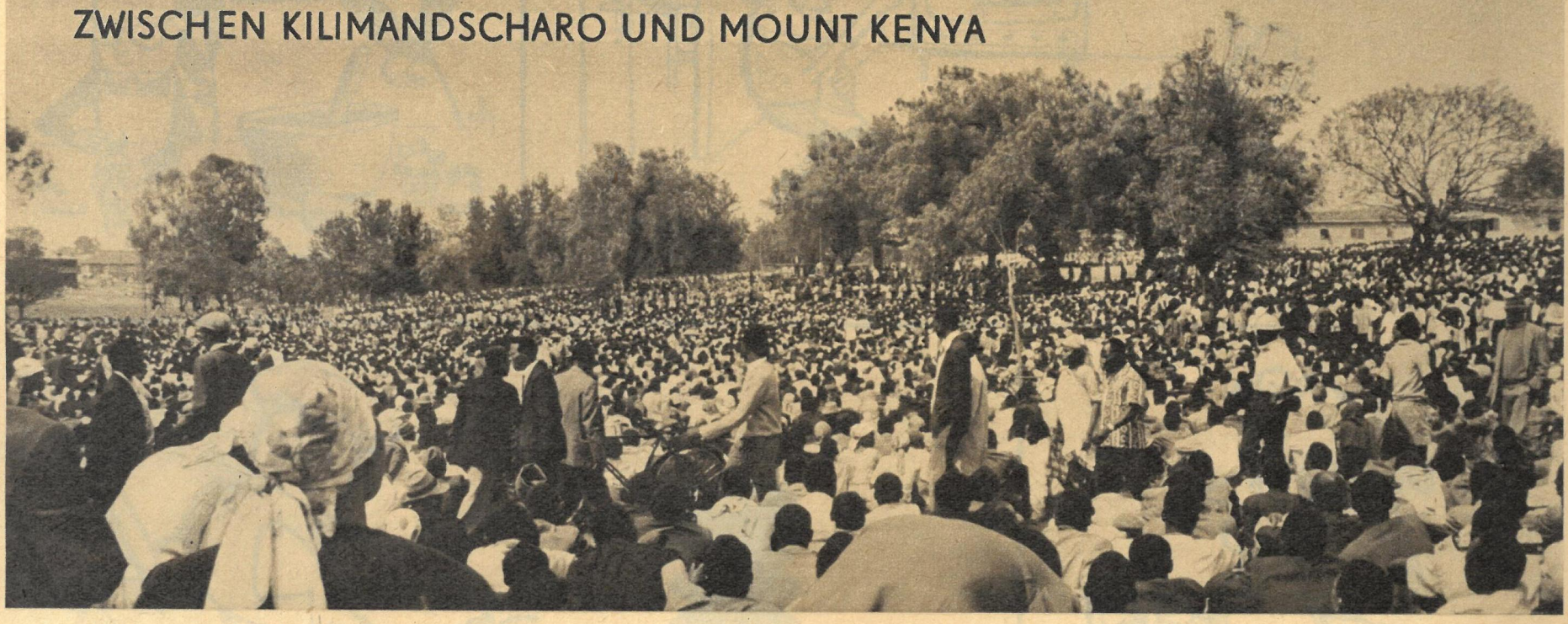
KONDITOR HEITEN

DIETRICH BAUER



NAIROBI

ZWISCHEN KILIMANDSCHARO UND MOUNT KENYA



Ich flog vom Norden her, aus dem Backofen von Khartoum kommend, in Kenia ein; und ich sah die Tropensonne hinter dem eishäuptigen Mount Kenya aus dem Wolkenwattemeer aufsteigen. Als ich auf dem Flugplatz Nairobi die Düsenmaschine verließ, brauchte ich nicht, wie tags zuvor in Khartoum, vor der blendenden Helligkeit die Augen zu schließen. Fast mitteleuropäisch graue Wolken zogen von Ost nach West. Temperatur sechzehn Grad Celsius. Es war gegen neun Uhr morgens und Ende Mai. Der Äquator ist von hier nicht weiter als hundertvierzig Kilometer entfernt, aber man kann, wie ich merkte, in diesem Teil der Tropen frösteln.

Grau jedoch ist Nairobi, die Hauptstadt Kenias, nur in den frühen Stunden des Tages. Gegen zehn Uhr bricht die Sonne durch die Wolken und strahlt eine solch angenehme Wärme, daß man die Jacke auszieht. Die Wolken verdampfen am Himmel. Sommerwetter. Im Keniahochland herrscht gemäßigtes Klima. Man kennt keine Hundstage. Alles wächst und gedeiht: Bananen, Ananas, Erdbeeren, Tomaten, Gurken – zu jeder Jahreszeit. Und Kaffee. Hier könnte das Paradies sein!

Ein halbes Jahrhundert lang war es das – für die Europäer. Sie nannten es schon „White Man's Country", des weißen Mannes Land. Die britische Regierung hatte

150 000 Einwohner Nairobis feierten im Juli 1964 begeistert Jomo Kenyattas Rückkehr aus England auf einem Meeting und brachten dem Führer der Unabhängigkeitsbewegung begeisterte Ovationen dar.

Die Settler nannten Kenia „White Man's Country", des weißen Mannes Land. Heute sind die im Lande gebliebenen Weißen Gäste des freien Kenia und, wenn sie sich loyal verhalten, gern gesehen. Es gibt keine Rassendiskriminierung.

den Afrikanern das Land genommen und zu Spottpreisen an vornehmlich britische Siedler, Settler, verpachtet. Auf neunhundertneunundneunzig Jahre! So stand es in den Verträgen. Die Fremden richteten sich, wie sie meinten, auf ewig ein und ließen sich feste, hohe Häuser bauen.

So entstand auch Nairobi, gebaut für die Weißen. Die Schwarzen, die man für die Arbeit brauchte, wohnten in besonderen Stadtteilen, vor allem in Pumwani, Nairobi-Ost. Die neunhundertneunundneunzig Jahre der Kolonialisten sind schnell vergangen. Auch die Afrikaner Kenias erkämpften ihre Unabhängigkeit. Am 12. Dezember 1963 wurde sie verkündet. Bei

meiner Landung in Nairobi war der junge Staat gerade ein halbes Jahr alt.
Nairobi gibt sich sehr europäisch und ist im Kern eine moderne Geschäftsstadt mit hochstrebender, sachlicher Architektur, deren sauberer Zweckmäßigkeit Schönheit innewohnt. Die sechsspurige Kenyatta-Avenue ist fast zu schmal für die unwahrscheinlich hohe Verkehrsdichte. Sonnabends, bis zu mittag, erlebt man auf ihr die gefährlichsten Stunden der Woche. Zu ebendieser Zeit erreichte ich die Stadt. Ich wußte es vorher, doch es schockierte mich: Der Verkehr verkehrt verkehrt! Nämlich links. Auch für den Fußgänger Gefahr beim Überqueren der Straße. Blick nach

ersten Spaziergang höre ich lauten Gesang, und als ich ihm nachgehe, werde ich Zeuge, wie der englische König abgesetzt wird, mittels eines Autokrans. Es handelt sich um King Georg V., genauer: um ein Denkmal, das ihm die Briten in einer der zahlreichen Anlagen einst gesetzt haben, das aber die junge afrikanische Regierung abtragen läßt. Wochenlang wartet er dann, der steinerne King, in eine große Kiste gepackt, in einem finsteren Schuppen auf seine Heimkehr nach England. Inzwischen wird er wohl dort eingetroffen sein – am richtigen Ort. Das hätte einer den Briten vor zehn Jahren prophezeien sollen!
Afrikanische Freunde fahren mich durch

schleppen das Geld aus dem Land." Er meint die zahlreichen indischen Kaufleute, die immer zwischen Kolonialmacht und Afrikanern standen und von dieser Position profitierten. Die profitgierigen indischen Händler, Makler, Geldverleiher sind für die Afrikaner der sichtbare Feind. Der große Feind, die ausländischen Monopolgesellschaften, die ihre kleinen Handlanger im Lande haben, bleibt anonym.
Meine afrikanischen Freunde erzählten mir von der Kolonialzeit, als läge sie weit, weit hinter ihnen. Sie lachen darüber und sind sicher, daß Rassendiskriminierung nicht wiederkommen wird. Von afrikanischer Seite nie, das ist sicher. „Drüben am ‚New-

vor kurzem aus dem Hotel verwiesen hat, muß sie heute höflich bedienen.
Früher wurde in allen britischen Kolonien wie im englischen Mutterland vor Beginn einer Filmvorführung im Kino die britische Nationalhymne gespielt. Jeder Filmbesucher hatte aufzustehen und den Hut abzunehmen. Diese Sitte hat man in Nairobi beibehalten, obwohl das sicherlich keinem englischen Wunsch entsprach. Nur wird jetzt die Flagge des freien Kenia gezeigt und die Kenia-Nationalhymne gespielt. Für eingefleischte Kolonialbriten ist das ein sehr beachtlicher und unangenehmer Unterschied. Sie gehen mit zusammengebissenen Zähnen ins Kino.

Zu Besuch in Nairobi: Eine Kikuju-Frau aus dem Hochland Kenias, die aus ihrer abgelegenen in eine moderne, fremde Welt geriet.

Nairobi ist im Kern eine moderne Geschäftsstadt, deren moderne sachliche Architektur ausländische Besucher überrascht.

Das „New Stanley-Hotel", vor zwei Jahren noch für Afrikaner verboten, jetzt sind sie auch hier Herr im Hause – mit Hausrecht!

rechts, dann nach links! Autos! Autos! Autos! Die Autos überschwemmen die Stadt.
Dann wieder ist Nairobi gar nicht europäisch. Nach zehn Minuten Fahrt kann man Zebras, Giraffen, Antilopen, Löwen begegnen; nicht hinter Gittern, am Straßenrand! Die Stadt ist unvergleichlich, und sie zeigt sich in allen Kontrasten, die ein halbes Jahrhundert Kolonialherrschaft erzeugt hat. Die wenigen Monate Unabhängigkeit sind geschichtlich kaum faßbar.
Und doch hat sich schon viel geändert. Nicht sosehr an der Oberfläche. Schon nach wenigen Stunden spüre ich, wie hier alles in Bewegung gekommen ist. Beim

die Stadt, weisen auf die reizvollen Bungalows der Europäer, inmitten blühender Parks gelegen, gehen mit mir aber auch durch die Gassen der alten afrikanischen Elendsviertel von Pumwani. Schweigend. Welche Last, dieses Kolonialerbe, das der junge Staat übernehmen mußte. Ich fragte viele Europäer in Nairobi, ob sie Pumwani kennen. Kaum einer war dort. Einer sagte: „Ich kann das Elend nicht sehn. Ich vertrage das einfach nicht, und meine Frau überhaupt nicht."
„Die großen Farmen", sagt mir ein Afrikaner, „müssen nationalisiert werden. Wie kann einer leben ohne Land?" – „Staatlicher Handel!" ruft ein anderer. „Die Inder

Stanley-Hotel' durften wir nicht passieren. Die Settler saßen dort mit ihren Frauen beim Tee. Wir mußten vorher die Straße überqueren. Nur schwarze Schuhputzer und Hotelboys durften sich dort sehen lassen."
Ungezählt waren die Verbote für die farbigen Einwohner. Die Hotels waren für sie tabu. Nur zum Arbeiten waren die Afrikaner gut, nicht aber zum Tisch-an-Tisch-Sitzen oder gar Wand-an-Wand-Schlafen. Nairobi hat sehr schöne Anlagen. Afrikaner mußten sie pflegen, durften sie jedoch sonst nicht betreten. Meine Freunde laden mich ins „New-Avenue-Hotel" ein, und derselbe Ober, der meine Freunde noch

Alles befindet sich hier in einer tiefgreifenden Veränderung. Das Gesicht Nairobis ist schon anders. Freilich bringen manche Leute die neuen, afrikanischen Straßenbenennungen nicht über die Lippen. So, wie man im offiziellen Westdeutschland zum Beispiel nicht Karl-Marx-Stadt sagen kann. Doch versteht man hier, über solche Leute zu lächeln. Es ist das Lächeln derer, die des Sieges ihrer Sache sicher sind.

TEXT UND FOTOS GÖTZ R. RICHTER

K.u.K.*

* KOSTÜME UND KLEIDER, FOTOGRAFIERT VON G. HILMER

1

2

3

4

K. u. K., das war einmal.
Wir sagen das wahrhaftig nicht mit dem
Unterton des Bedauerns.
Wenn zu Großmutters Zeit
überhaupt von Mode gesprochen wurde,
von Mode, wie sie heute für
unsere Frauen und Mädchen bedeutungsvoll ist,
dann doch nur von der Beamtenfamilie
an aufwärts. Und dabei galten
für jedes Land, für jedes „anständige" Herrscherhaus
strenge Sitten.
In unserer Zeit – von den
noch verbliebenen
Königsfamilien
abgesehen – ist die Mode
mehr und mehr
international
geworden.
Man greift in aller Welt
Neuerungen auf,
die Chancen haben,
zu gefallen und getragen
zu werden.
Und dabei schneiden
unsere Modehäuser
wahrhaftig
nicht schlecht ab.
Wir stellen Ihnen heute
zwei Kostüme und zwei Kleider
aus dem Modehaus Bormann vor.
Das Modell „Favorit" (1) ist aus
leuchtend roter Duchesse
in schmaler Silhouette gearbeitet.
Den besonders festlichen Charakter erhält
das Kleid durch den großen Spitzenkragen,
der mit Perlen bestickt wurde.
Modell „Budapest" (2) wurde im Chanelstil gearbeitet.
Die Kanten der geraden Jacke sind mit Röllchen
aus olivfarbener Seide umstochen.
Aus der gleichen Seide ist auch die Bluse, deren Vorderteil
durch Biesen verziert ist.
Sehr interessant ist das Jackenkleid (3)
durch seine Musterkombination.
Die Knöpfe des Jäckchens werden nach innen geschlossen.
Modell „Madrid" (4) ist ein elegantes,
whiskyfarbenes Kostüm mit Revers und gesteppter Knopfleiste.
Darunter eine weiße Piquéweste.